

Vergißmeinnicht
1927

7 (1927)



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 7

Juli 1927

45. Jahrgang

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden
täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Für Deutschland	Mt. 2
Österreich	
Saargebiet	Mt. 2 bezw. denselben Wert in Sch. od. Fr.
Luxemburg	
Schweiz	
Elsäß	
Italien	
Tschechoslowakei	
Ungarn	
Rumänien	
Polen	

bei Einzellsendung Mt. 2.50

bei wenigstens 5 Abonnenten Mt. 2.30

20 Mt. 2.15

„ 40 Abonnenten Mt. 2.—

bezw. denselben Wert in Fr., Lire, Re., Bl. etc.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsäß-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3

Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstraße 8

Postcheckkonto Köln 1632

Postcheckkonto Köln 1632

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. d. Steingasse 23 a

Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schlesien und Norddeutschland

Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstraße 25 p

Postcheckamt Breslau 15 625

für Schweiz und Liechtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Et. Uri)

Postcheckkonto Luzern VII 187

Stand der katholischen Mission in Afrika 1925

	Katholiken:	Missionäre:	Schwestern:	Schulen:	Schüler:
Nordafrika	145 101	164	521	53	4 041
Nordwestafrika	134 050	184	1 186	160	31 384
Westafrika	390 939	373	364	1 197	80 000
Ostafrika	120 426	175	291	441	22 843
Zentralafrika	1 164 873	1 024	602	4 471	102 770
Südafrika	202 902	383	2 277	719	54 522
Afrikan. Inseln	677 714	294	1 028	1 489	69 275
Summa	2 836 026	2 597	6 569	8 530	364 935

Nachrichten aus unsren Häusern

St. Paul, Noviziatshaus: Am 1. Mai legten 11 Klerikernovizen zum erstenmal die hl. Gelübde ab, sowie einige Laienbrüder zeitliche Gelübde. Es war eine schöne zu Herzen gehende Feier, welche den Teilnehmern in steter Erinnerung bleiben wird. Am 3. Mai legten weitere 4 Brüder die ersten Gelübde ab. Die Jungprofessen (Kleriker) begaben sich zur Fortsetzung und Vollendung ihrer höheren Studien nach Würzburg, wo sie die Universität besuchen. Die Zahl der Laienbrüder ist noch sehr bescheiden, so daß nur wenige auf die in Frage kommenden Stationen im Inland und Missionsland verteilt werden konnten. Dagegen wurde eine stattliche Zahl Brüdernovizen am 8. Mai feierlich eingefleidet, über 30 Jünglinge empfingen das hl. Ordenskleid. Nach zweijährigem Noviziat machen diese zum erstenmal Professor. **Würzburg:** Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer verehrten Leser und Freunde auf das in Würzburg geplante Missionspriesterseminar. Immer dringender stellt sich die Forderung, das Bauprojekt zu beschleunigen, sodaß wenigstens über das Jahr das neue Seminar bezogen werden kann. Die gegenwärtige Unterbringung der Studierenden ist kaum möglich. Wir verweisen dringend auf die Bitte in den letzten Nummern des „Vergißmeinnichts“ und wiederholen recht herzlichst, uns in der schweren Aufgabe beizustehen. Gott wird es sicher belohnen wenn an der Ausbildung und Unterbringung unseres Priester Nachwuchses tatkräftig mitgearbeitet wird.

Der hochwürdige Herr Pater Generalsuperior ist nach fürztem Aufenthalt in Amerika nach Deutschland zurückgekehrt, um nach Erledigung dringender Ordensangelegenheiten gegen Ende des Jahres wieder nach Südafrika abzureisen. Die entgültige Verlegung des Generalrates von Mariannhill, Natal, nach Europa wird nächstes Jahr erfolgen.

Aus Welt und Kirche

Merikanische Unverschämtheiten. Es ist unglaublich, mit welcher Kritiklosigkeit die deutschen Zeitungen aller Farben immer wieder von „auftändigen Rebellen“, „katholischen Extremisten“ und schließlich sogar von den in der Sowjetrepublik des Elias Calles, dem Eldorado

der Eisenbahnräuber, immer wieder zu berichten wissen. Das unverschämteste Lügenmachwerk aber servierte die Berliner merikanische Gesandtschaft mit der Revolvermeldung, daß bei dem Eisenbahnattentat, das um die Osterzeit in Mexiko vorgekommen, drei katholische Priester als Häftlinge fungierten, obwohl die Reisenden Pilger waren. Nachträglich wie immer, stellte es sich heraus, daß drei Priester mit ermordet worden waren. Die durchsichtigen Methoden der Kirchenräuber und Banditen des Elias Calles dürften doch auch bald dem Dummsten durchsichtig erscheinen. Fast ein Jahr vorher war auf der gleichen Bahnhlinie auf gleiche Weise ein Zug geplündert und 50 Personen niedergemacht worden. In beiden Fällen handelte es sich um den Raub von einem Edelmetalltransport. Es ist erstaunlich, mit welcher Rückständigkeit des Publikums in Deutschland die „offiziellen“ Mexikaner rechnen dürfen.

Der polnische Episkopat protestiert gegen die merikanische Kirchenverfolgung. Gerade die Polen wissen etwas zu erzählen von Katholikenverfolgungen und fühlen auf das Lebhafte die furchterliche Lage der Katholiken Mexikos. In einer Riesenversammlung zu Warschau haben Tausende von Polen gegen die Maßnahmen der merikanischen Bolschewikenregierung Einspruch erhoben. Der Dichter Rostworowski fordert zur Gründung eines „Internationalen Katholikenbundes“ zur Bekämpfung der Kirchenfeinde auf.

Die Kirchenfeinde haben es immer leicht gehabt weil sie wissen, daß die Kirche keine Gewaltmittel zur Abwendung von Insammlungen gebraucht. Würden diese Helden sich auf etwas anderes gesetzt machen müssen, so wäre die Kampfeslust erheblich geringer.

Mode und Tanz. Nicht das „Herz der Welt“, auch nicht das „deutsche Wesen“ an dem bekanntlich vor Jahren die „Welt genesen“ sollte, beklagt die Ausbünde und Auswüchse von Verkommenheit in Sitte und Moral; „wir sind ja das freiheitlichste Volk der Welt, der Dichter und Denker!“ In Südafrika hat man einen energischen Kampf gegen den „Charlston“, einen sog. Tanz, aufgenommen. Sogar eine Pariser Zeitschrift beklagt, daß die Mode sich ihre Einfälle bei den Wilden holen muß, weil „unsere innerlich verarmte Zeit keine eigenen Ideen mehr hat.“ In Bukarest protestierte das rumänische Publikum auf der Hauptstraße gegen „Charlston“ und kurze Röcke, indem es die „Herren“, die zur

Briefauszüge

Zeit des stärksten Verkehrs „Charlston-hosen“ (unter 50 Zentimeter breit) trugen, verprügelte, ebenso erging es verschiedenen „Damen“, die in allzu kurzen Röcken erschienen waren. So eine Barbarei!

Köln. Der Kölner Rosenmontagszug verschlang die schöne Summe von 200 000 RM, das Doppelte der Vorkriegszeit. Das „heilige“ Köln entwickelt sich ja immer mehr zur Weltgroßstadt, worin die Hochhäuser die Dome verdrängen und die verschiedensten „Umzüge“ mit obligaten Prügeleien die Prozessionen ersehnen.

Des sterbenden Bischofs letzte Worte. Bischof Prohászka von Stuhlseitenburg (Ungarn) wurde während der Predigt vom Schlag getroffen und starb bald darauf.

Er sprach von dem herabgekommenen Familienleben. „Es kam eine Frau zu mir“, sagte er, „die neun blühende Kinder dem Glauben und dem Vaterlande aufgezogen hat. Wie schön ist das! Aber dann kam auch eine andere Frau zu mir, eine „moderne“ Mutter, wenn sie überhaupt den Namen Mutter verdient, die neun Kindern das Leben, den Sonnenschein vorenthalten hat. Wie schmerzlich ist das! Da brach schon die Stimme des Hirten und noch einmal hob er sich und fast flüsternd sagte er: „Junge Männer, zu euch spreche ich, es gibt keinen andern Edder als das Evangelium!“

Der peruanische Unterrichtsminister hat auf einen im vorigen Jahre ergangenen Erlass erneut hingewiesen, demzufolge in Schulen, Erziehungs- und Unterrichtsanstalten täglich vor Beginn des Unterrichtes ein kurzes Gebet zu verrichten ist, an welchem sämtliche Schüler und Lehrer teilzunehmen haben. — Nur auf dem mitteleuropäischen Kulturmilieut gelehrt die religiöse Pflanze noch so spärlich.

Erschütterndes Beispiel für die Not der Kleinrentner in Deutschland. Infolge Hungertod starb eine fünfzigjährige Kleinrentnerin, die vor dem Kriege ein „mündelicheres“ Vermögen von 145 000 Mark besaß. Bis zum Ende vorigen Jahres konnten in Deutschland 40 000 Opfer der Inflation und völlig ungenügenden Aufwertung festgestellt werden.

Reelsen: Öffentlichen Dank dem hlst. Herzen Jesu, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus, dem Franziskanerbruder Jordan für besondere Hilfe in Krämpfen.

Köln: Dank für Erhörung in einem schweren Anliegen auf die Fürbitte der kleinen hl. Theresia und des Br. Jordan.

Köln-Ehrenfeld: Dank dem hlst. Herzen Jesu und dem hl. Joseph für auffallende Hilfe in finanzieller Notlage. Veröffentlichung war versprochen.

Kell, Biersen, Forst, Aachen, Köln und Elz: Öffentlichen Dank für erlangte Hilfe.

Langerfeld: Dank dem hl. Joseph und der Mutter von der immerwährenden Hilfe, der hl. Theresia vom Kinde Jesu und unserer hl. Frau vom hlst. Herzen für weitere Erhörung in schwerer Krankheit. Mit nochmaligem herzlichem Dank sende ich ... Mark für ein Heidentind auf den Namen Maria und ... Mark Missionsalmosen. Veröffentlichung war versprochen.

Morbach: Herzlichen Dank der lieb. Muttergottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Cajetan und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Erhörung in besonderen Anliegen.

Krefeld: Senden ... Mark für erlangte Hilfe in schwerem Anliegen. Dem hlst. Herzen Jesu, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius sei dafür gedankt.

L. . . : Dem hlst. Herzen Jesu, der hl. Muttergottes, dem hl. Joseph, dem hl. Paschalis, dem hl. Judas Thaddäus und allen lieben Heiligen Gottes öffentlichen Dank für Erhörung in drei Anliegen.

M.-Gläbach: Almosen für Antonius für Bekehrung eines armen Sünder dankend erhalten.

Bruchhausen: Gabe zur Taufe eines Heidentindes als Dank für Erhörung in einem schweren Anliegen dankend erhalten.

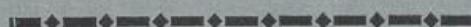
Steineberg: Dank dem hl. Joseph für wunderbare Hilfe im Stall.

W.: Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der Muttergottes von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Antonius und den armen Seelen für gut überstandene Operation und um Hilfe in weiterem Anliegen.

K. M. S.: Dank für Erhörung.

Z.: Dank der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Hilfe in schwerer Krankheit.

Ehrang: Der hl. Muttergottes, dem hl. Judas Thaddäus, der hl. Rita und dem hl. Zaitan recht herzlichen Dank für die wunderbare Hilfe in einem schwie-



Hergissmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Sommer in Nazareth

Saß Maria vorm Hause und spann.
Strich ein Wind ihr lichtblondes Haar.
In der Werkstatt nebenan
Schuf der fleißige Zimmermann
Jahr um Jahr.

Denkt Maria an ihren Sohn,
Der dem Vater so dienstbereit
Treulich hilft in harter Fron,
Bis ihn frühe, frühe schon
Ruft das Leid.

Alhnt Maria den harten Gang?
Eine Träne am Auge brennt.
Schlägt ihr Herz so sorgenbang.—
Blutrot leuchtet am Hügel entlang
Das Firmament.

Else Budnowski

Von Pater Dom. Sauerland, R. M. M.

Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes

VI. Tschakas Thronbesteigung.

Krieg mit den ama Ngwana und Flucht des Matiwana.

Die neue Angriffsmethode Tschakas und Besiegung des Butelezi-Stammes.

Flucht der Tembus.

Niederlage und Flucht des ema Cunwini-Stammes.

Senzangakona war gestorben ohne der Stammessitte gemäß ein Großweib ernannt zu haben und ohne einen gesetzlichen Thronerben hinterlassen zu haben. Die öffentliche Meinung hoffte auf Dingana, dessen Mutter der Hütte der ersten Frau, welche nur eine Tochter hatte, beigegeben war und gewissermaßen Vertreterin derselben war, die oberste Stelle der Familie innehatte. Eine kleine Anzahl mochte aus persönlichen Gründen wohl auch für Tschaka, der allgemein als sehr unsympathischer Thronanwerber angesehen war, stimmen. Tschaka störte sich nicht an Wünschen und Forderungen und löste die Regierungskrise auf seine Art. Er erbat sich die Zustimmung Dingiswayos, sammelte ein Häuflein Getreuer, begleitet von einem Induna, Rat des Dingiswayo namens Ngomane aus dem em Ohletscheni-Stamme und zog seine Mutter Nandi mitnehmend in seine Zuluheimat, die er vor vielen Jahren verlassen hatte. Er ergriff ohne besondere Schwierigkeiten die Zügel der Regierung und verhielt sich verhältnismäßig ruhig und friedlich mit seinen Leuten und der Welt überhaupt.

Dingiswayo als Oberhäuptling verlangte nun, daß die ihm tributpflichtigen Stämme von Zeit zu Zeit kriegerische Hilfe leisten sollten. Auf diese Weise erging auch um das Jahr 1812 der Befehl an die Zulusstreitkräfte, den mächtigen Ngwana-Stamm unter Matiwana anzugreifen. Diese zwangen den Matiwana mit seinen Anhängern aus ihrer ursprünglichen Heimat zu fliehen, sie wohnten am Ntabankulu-Berge im Bryheid-Distrikt.

Der furchtbare Tschaka begann sich zu regen. Nun begann eine furchtbare Zeit des Blutvergießens und der Verwüstung, die alle Eingeborenen Süd-Afrikas in Verwirrung und in gegenseitigen Kampf und Vernichtung stürzte.

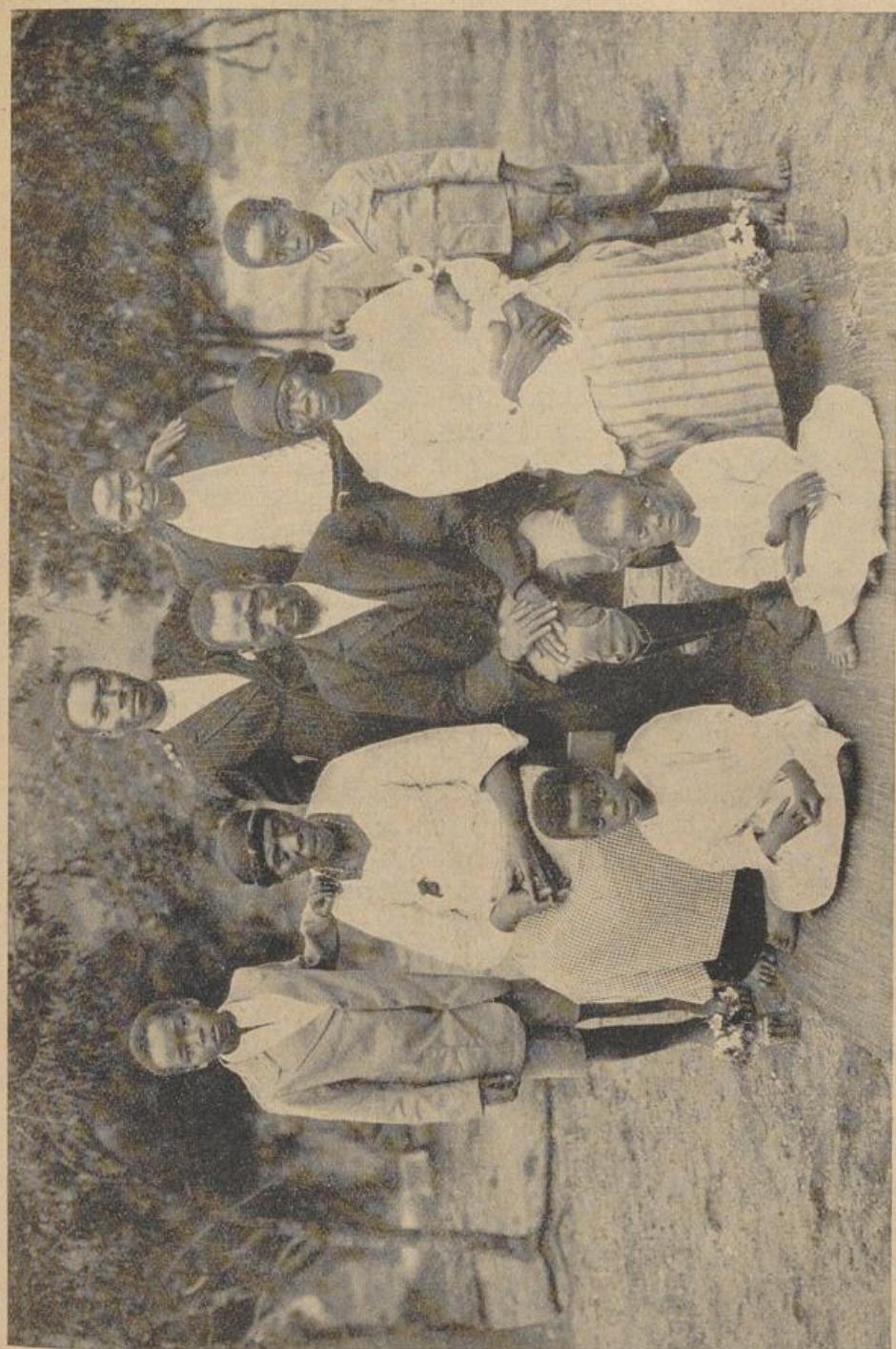
Die Verwüstungen welcher Matiwana, dieser Attila im Kleinen, durch seine verheerenden Plünderungszüge in Süd-Afrika anrichtete, werden nur durch Tschaka selbst übertrffen. Dieser Stamm des Matiwana, einmal von seiner ursprünglichen Heimat vertrieben, führte einen erbitterten Kampf um seine Existenz. Auf seiner Bewegung nach Süden sah er seinen Weg durch den großen Hlumbe-Stamm versperrt, der aus dem

Swazivolk hervorgegangen war und damals im Gebiete des oberen Buffalo-Flusses wohnte. In einem Verzweiflungskampfe gelang es Matiwana mit seinen Ngwanas den Hlumbi-Stamm in wilde Flucht zu schlagen. Sie flohen gegen den Sand-River, südwärts, andere von ihnen über die Drakensberge nach Orangia und weiter bis in die Kapkolonie hinein. Die Ngwanas setzten ihren siegreichen Vormarsch durch das Newkastle-Gebiet Natal fort, indem sie andere Lala-Sippen zum Teil zur Flucht zwangen, zum Teil schwer heimsuchten. Endlich glaubten sie sich müde von den Kämpfen in einem sichern und abgeschossenen Lande niederlassen zu können um sich dort anzusiedeln. Aber ihre Hoffnung war trügerisch. Dingiswaho war tot und Tschaka hatte die Herrschaft an sich gerissen und war ihnen nun mit seinen Bluthunden auf der Ferse. Die Ngwana-Horden flohen über die öden Drakensberge jenseits in das Gebiet des Suto-Stammes. Dort auf der Orange-Seite des Caledron begegneten sie ihren alten Feinden, den Hlubis, oder einem Teil derselben unter Mpangazita, die sie vor einigen Jahren von der Heimat vertrieben hatten. Es kam zur Schlacht, in welcher die Ngwanas wieder Sieger blieben und den Häuptling der Hlubis töteten. Die Gebirgsstämme des Basutolandes und der Nachbarschaft wurden mit Schrecken vor dem Eindringling erfüllt. Ein Stamm von der Ostseite des Orangia-Flusses, der an das Basutoland grenzte, nahm sich die Ngwana zum Vorbild und begann um das Jahr 1821 dasselbe Freibeuterleben unter seiner eigenen Verwandtschaft. Dies war der Atati-Stamm unter Sebetwane, der im Jahre 1823 von Matiwana in die Flucht geschlagen und jenseits des Vaal getrieben, mit Griquas bei Kuruman zusammenstieß. Er trieb dieselben nordwärts, erkämpfte seinen Weg durch andere Suto- und Chwana-Stämme und nachdem er so an die tausend Meilen nordwärts gedrungen, erreichte er den oberen Zambesi, wo sie die Kolo-Nation gründeten, die Livingston in seinen Schriften so lobt. Sebetwane wurde der Schrecken aller umwohnenden Völker, die er besiegte und seinem Volke einverlebte. Sein Sohn und Nachfolger Sekelatu starb am Aussatze und unter dessen Sohn Mpororo fiel die Nation wieder auseinander.

Die Ngwanas ihrerseits blieben Sieger bis ein Stärkerer über sie kam, ihr alter Feind Tschaka. Er schickte ein Heer gegen sie, das beinahe mühelos das Basutoland von dieser Landplage befreite. Die Sutos waren klug genug, Tschaka als Oberherrn anzuerkennen. Die Suto-Gebirgsstämme aber hatten gelernt, daß sie ohne Einigkeit untereinander einer Horde Räuber ausgeliefert waren. Sie erstrebten nun einen Zusammenschluß aller Stämme zu einer Nation. Dazu war aber ein Organisator notwendig. Dieser erstand in der Person eines Mannes von geringer Abkunft namens Moshweshe. Er ging sofort daran, die Trümmer zu einer Suto-Nation zusammenzuschweißen so wie sie heute noch besteht. Es war hohe Zeit gewesen, denn kriegerische Horden unter Mzi-

lifazi waren auf dem Kriegspfad und drangen gegen sie vor. Bei Matiwana war Klugheit der bessere Teil seiner Tapferkeit; wenn er mit einem stärkeren Feind zu tun hatte, so wartete er nicht ab bis er großen Schaden erlitten hatte. Er verstand es ausgezeichnet, einen Rückzug ohne Verluste zu leiten. Sein Stamm war beim letzten Zusammentreffen mit dem Zuluheer und der erfolgten Niederlage dem Angriff derselben entgangen und so durchquerte er mit den Seinen das Basutoland und sie kamen nach Ost-Griqualand, streiften dann längs der Drakensberge und kamen zuletzt in das obere Becken des Mtata-Flusses, von wo aus sie das ganze Xosaland in Schrecken versetzten. Die Verwirrung, welche sie unter Schwarzen und Weißen hervorriefen, war groß. Diese Ereignisse drangen bis in die Kapkolonie, wo sie die größte Bestürzung hervorriefen. Die Regierung entsandte Major Dundas und Oberstleutnant Somerset gegen die Ruhestörer. Die britischen Truppen vereinigten sich mit den Tembus unter Busani und einem andern mächtigen Häuptling, Hinza, und zogen dem gefürchteten Feinde entgegen. Die Ngwana erhielten ihre erste und letzte Feuertaufe. Sie hatten vorher noch niemals einen Gewehrangriff erlebt und waren gänzlich unvorbereitet. Beim Knallen der Flinten wurden sie in Staunen versetzt und durch deren Wirkungen in Schrecken. Sie flohen teils und andere warfen sich zu Boden. Nachdem der furchtbare Matiwana sich nach der Schlacht hinter den Bergen in Sicherheit gebracht hatte, soll er kühn wie immer, die Reste seiner Leute angeredet haben: „So oft wir mit Menschen gekämpft haben, haben wir dieselben geschlagen; aber heute müssten wir mit Donner und Blitz kämpfen. Es ist keine Schande, von diesen besiegt zu werden.“

Doch die Ngwana-Macht war gebrochen und Matiwana beschloß, zu seiner Lehnspflicht zurückzukehren. Nahezu 500 Meilen wanderte er durch Ostgriqualand und Natal, durch eben diese Länderstrecken die er vierzehn Jahre gebrandschatzt und verwüstet hatte, um Versöhnung und Vergebung zu suchen. Er hatte Tschaka überlebt und er ging wie dieser dem Schicksal entgegen. Er fand Dingana in seinem Kraal zu Mgungundhlovn und bot im demütigen Tone seine Unterwerfung an. Dingana hörte ihn unbeweglich an und es dauerte nicht lange bis auch Matiwana über den Ndzololo-Strom auf den Bergrücken an der andern Seite geführt wurde, wo das Land rasch von Matiwana befreit wurde. Er erntete, was er gesät hatte. Dieser Bergrücken ward später von den Zulus allgemein als der „des Matiwana“ bekannt und er wird auch durch eine Verwünschung in der Erinnerung fortleben: „Gehe zu Matiwana's (Bergrücken)!" Nana kwa' Matiwana! d. h. „Gehe zu Grunde!" Während der schließlich vertriebene Matiwana die Ursache zu einem Bruch und zu gegenseitigen Konflikten unter den bisherigen Lala-Stämmen südlich des Buffalo-Flusses und des Tukela gab, war der jugendliche Zuluhäuptling, der ja seine Verbannung verursacht hatte ebenso



Eingeborener Ratechet, welcher mit der ganzen Familie
vom Protestantismus zum Kathol. Kirche übertrat

eifrig, an der Nordseite einen andern Streit zu beginnen. Er hatte in der Kriegsschule Dingiswayos viel gelernt, doch sagten seinem schärferen Geiste diese Methoden und die Taktik nicht zu. Die Gewohnheit, nach einem entfernteren Feinde einen Assegai zu schleudern meist ohne Wirkung, schien ihm, als ob man seine Waffe wegwerfe. Diese Praxis sollte aus seinem Heere verschwinden.

Um seinen Kriegern die neue Kampfesweise vor Augen zu führen befahl er, zwei seiner Heerhaufen sich mit Stäben zu versehen und sich in ein Scheingefecht einzulassen. Die eine Partie verschleuderte ihre Waffen, während die andere Partei mit der einzigen Waffe angriff. Der Anprall der letzteren Truppe war unüberstehlich und so zeigte sich die Überlegenheit der neuen Kampfesweise. Die Zulukrieger pflegten von da ab nur noch einen kräftigen Assegai zu tragen (i=rrwa) und mit diesem mußten sie bei Todesstrafe aus dem Kampfe zurückkehren oder im umgekehrten Falle als Leiche auf dem Schlachtfelde bleiben.

Nach Ansicht Tschakas war die Art den Feind zu bekämpfen wie Dingiswayo es tat, nämlich nur seine Macht fühlen zu lassen und im übrigen die Feinde gut zu behandeln, nicht einträglich genug. Tschaka hatte die Auffassung, den Feind völlig ohnmächtig zu machen, ja ihn ganz zu vernichten und seine Besitztümer sich zuzueignen. Auf solche Art und Weise konnte etwas gewonnen werden und auch in sicherem Besitz behalten werden. Deshalb pflegte Tschaka den Feind anzugreifen und wenn er in wilder Panik die Flucht ergriff, was unvermeidlich war, dann trieb er die Fliehenden bis in ihre Heimat, tötete die Häuptlinge und raubte deren ganze Habe. Dem so in Not gebrachten Volksstamm blieb nichts anders übrig als sich der „Milde“ des Siegers zu empfehlen und sich in dessen Heer einreihen zu lassen, um so die bloße Existenz zu retten. Darin lag das Geheimnis aller militärischen Erfolge Tschakas. Mit seiner kleinen schlagfertigen Armee konnte er seine Pläne jederzeit ausführen oder ausprobieren. Er fand sich zwischen Stämmen eingeengt, die alle viel größer und mächtiger waren als sein eigener und bevor er nicht zwischen diesen einen Weg gebahnt hatte, konnte er niemals hoffen, zu jenen hindurch zu gelangen, die mehr seinesgleichen waren. So wählte er also den schwächsten der ihn umgebenden Stämme aus, obwohl auch dieser viel größer und stärker war als sein eigener; denn er war überzeugt, daß nicht die zahlreichsten sondern die besten Truppen siegen würden. Ein Anlaß zum Streit war bald gefunden; denn der Butelezi-Stamm hatte schon oft Fehde mit dem Zulustamm gehabt. Tschaka führte sein Heer selber an und ein glänzender Sieg wurde errungen. Die Butelezis flohen und bemerkten zu ihrem Entsetzen wie der Feind in ihre Kraals eindrang. Ihr Häuptling wurde zur Flucht gezwungen und sein Stamm blieb in Tschakas Hand. Dem besieгten Butelezi-Häuptling war ein anderer Stamm untertan, der südlich von ihm, längs der beiden Ufer des Buffalo wohnte. Dies

waren die Tembus unter Agoza, die, da sie plötzlich ihren Oberhäuptling Pungashe der Butelezi so schmählich besiegt sahen, es für klüger hielten, eine größere Entfernung zwischen sich und dem furchtbaren Emporkömmeling im Zululand herzustellen. So wagten sie ihrerseits eine Unternehmung und griffen den Lala ema Kuzeni-Stamm an, der unmittelbar längs ihrer südlichen Grenzen wohnte.

Die Lala wurden geschlagen, ihr Häuptling Nonagaga getötet und ihr Land von den Tembus okkupiert. Diese hatten gehofft, nun eine Zeitlang in Frieden und Sicherheit bleiben zu können um die weitere Entwicklung im Norden zu beobachten. Doch das Zuluheer nahte überraschend schnell, denn die ema Kuzeni-Leute, die ebenfalls die Bewegung beobachteten, waren in kluger Weise zu den Zulu übergegangen und baten um Hilfe. Diese blieb nicht aus. Es kam zum Treffen worin allerdings die Tembus Sieger blieben. Agoza aber hielt es dennoch für besser, weiter gegen Süden zu ziehen. Er bahnte sich kämpfend durch Natal Bahn gegen den Mzimkulu. Auf seinem Wege trieb er die Wusches am Karkloof auseinander, die Newabes am Nyamwubu, einem Seitenfluß des Mooi-Flusses und nachher die Kasibes an den Quellen des Mpanza, indem er erbeutete was er konnte und drang bis in das Pondoland vor. Dort wagte er es, den Pondo-Häuptling Tafen anzugreifen, von dem er aber vollständig besiegt und selbst getötet wurde. Dies war die zweite Welle der Verwirrung, die über Natal kam und welche die Folge der Unruhen war, welche Tschaka im Zululand verursachte. Tschaka vermischt den völlig besiegten Butelezi-Stamm mit seinem eigenen Stamme d. h. die Butelezi entgingen nur dadurch der vollständigen Ausrottung, daß sie als Knechte in des Zuluhäuptlings Dienste traten. Siegesberauscht trachtete Tschaka nach weiteren Eroberungen. Er richtete sein Augenmerk auf den viel größeren und mächtigeren ema Cunwini-Stamm unter Macingwana, der in seiner südlichen Nachbarschaft wohnte. Ein casus belli war bald gefunden, dem die gewöhnliche Niederlage des Angegriffenen folgte. Macingwana mit dem größten Teile seines Volkes entkam jedoch. Sie gingen nach Natal, nahmen aber ihren Marsch mehr gegen die Küste. Sie trieben die e Nyamowini-Sippe vom Isifoto, einem Nebenfluß des Mooti, zerstreuten die Atombos von der nördlichen Seite des Mkomazi jenseits Richmond und die Nobos vom oberen Illovu; alsdann trieben sie die Tshwawus vom jenseitigen Ixopo, die vor ihnen die Flucht ergriffen ins Fingoland. Endlich säuberten sie den Dronk Vlei, oberhalb des mittleren Mzimkulu von den Cefwanes, die dort wohnten und ließen sich in der dortigen Ebene nieder. Hier gesellten sich ihnen die Bacas unter Madikane zu, die von den verbündeten Stämmen den e Ntlangwini unter Baleni und Nombewu, den Dunges unter Bohiha, (der später von seinen eigenen Leuten, nachdem sie Kannibalen geworden waren, aufgefressen wurde), den Tuzes unter Mahawule, den Beles unter Mdingi und den Gwenyanes unter

Nocandambedu, von ihrer früheren Heimat zwischen Marienburg und dem Mgeni vertrieben worden waren. Dieser starke Stammesbund ist geschlossen worden um den verbündeten Stämmen ein erfolgreiches Entkommen aus der Nähe des Zuluschreckens, der vom Norden her drohte, nach Süden zu sichern. Die erste Wahrnehmung der herankommenden Zulus machten sie aus der gezwungenen Flucht der ema Cunwini unter Macingwane.

Tschakas Politik widerstrebt halben Siegen. Er hatte gekämpft und gesiegt; aber es war ihm nicht gelungen den Häuptling zu vernichten, der es gewagt hatte, sich ihm zu widersetzen und sich die übriggebliebenen Stammesmitglieder zu erhalten. Er entsandte eine Armee den Fliehenden nach. Diese Armee verwüstete das Land durch das sie zog auf ihrem Wege nach Natal und richtete die Lalabevölkerung, die schon so schwer heimgesucht worden, fast völlig zu Grunde.

Endlich stießen die beiden Feinde beim Ntsikeni-Hügel jenseits des Mzimkulu in Ost-Griqualand aufeinander. Die ema Cunwini wurden vollständig geschlagen und sie verloren ihre gesamte Habe; ihr Vieh und ihre Frauen und Kinder wurden Tschaka als Kriegsbeute zugeführt. Der Häuptling entkam wieder, wurde aber auf der Flucht von den Kanibalen zu Elenge in Natal aufgefressen. Seine Töchter, welche in die Gewalt Tschakas geraten waren, wurden auf dessen Geheiß getötet. Ein unausrottbarer Haß zwischen diesen beiden Stämmen war die Folge. Macingwanas Sohn Pafade, bot später Tschaka seine Unterwerfung an und wurde gezwungen, in dessen Heer zu dienen. Seine beiden Söhne hießen Mbelebele und Gabangaye.

Tschaka hatte nun freien Durchzug nach Natal. Ein anderer glücklicher Umstand kam zu diesem Erfolge noch hinzu, von Tschaka lange ersehnt — Dingiswayo, sein eigener Oberhäuptling, starb. (Forts. folgt.)

St. Anna Selbdritt

Vor mir steht ein wunderliebes Schnitzwerk. Es ist schon alt, stammt vielleicht aus dem 15. Jahrhundert und heißt: St. Anna Selbdritt. Es stellt die hl. Mutter Anna dar, zu ihrer Rechten die Gottesmutter, ihre Tochter und zwischen beiden das liebe Jesuskind. Wie zart und sinnig ist das Bild! Der Jesusknabe im Lockenhaar, mit den runden Kinderwangnen und den leuchtenden Augen, lacht uns so fröhlich entgegen. Die Gottesmutter berührt ihn leicht mit den zarten Fingern der rechten Hand. Unter dem Stirnband quillt das reiche Haar hervor und wallt auf Schultern und Brust herab. Die hohen, gewölbten Augenbrauen geben ihrem Antlitz etwas Hoheitsvolles, Majestätisches, während ihre Lippen ein leises, mildes Lächeln umspielt. Da fallen mir

die Worte des Psalmisten ein: „Diffusa est gratia in labiis tuis: Von Unmut sind umgossen deine Lippen, darum hat Gott auf ewig dich gesegnet.“ (Ps. 44,3.) Dann die hl. Mutter Anna, die das linke Händchen des Jesuskindes hält. Sie hat den Kopf mit dem Frauenhäubchen ein wenig zur Seite geneigt. Soviel Freundlichkeit und Güte spricht aus ihren Zügen, wie wir sie nur in einem milden, lieben Mutteransatz finden können.

Sie ist die Patronin der christlichen Mütter. Uralte Berichte aus den



St. Anna Selbdritt

ersten christlichen Jahrhunderten erzählen uns von ihr. Frommer, christlicher Sinn hat diese Berichte mit lieblichen Legendenblumen geschmückt. Sie war die Gemahlin des gottesfürchtigen Joachim und lebte mit ihm in heiliger, glücklicher Ehe, auf der nur ein schwerer Schatten lag: Kinderlosigkeit. Reicher Kinderseggen galt im Alten Bunde als große Ehre, Kinderlosigkeit aber wurde als Fluch Gottes betrachtet. Sie schloß ja die Gatten von dem Glück aus, einmal zu den Ahnen

des Messias gezählt zu werden. Als Joachim einmal opfern wollte, wurde er zurückgewiesen. Männer ohne Kindersegen seien nicht würdig zu opfern. Tief betrübt zog sich Joachim in die Einöde zurück, um Gott sein Leid zu klagen. Da flehte Anna mit großer Inbrunst zu Gott und machte das Gelübde: „Wenn du, o Herr, die Schmach der Unfruchtbarkeit von mir nimmst und mir ein Kindlein schenkst, so soll es Deinem Dienste geweiht sein.“ Und Gott erhörte ihr Gebet. Ein Engel erschien ihr und sprach: „Anna, der Herr hat dein Gebet erhört. Du wirst empfangen und ein Kind gebären, und die Frucht deines Schoßes wird auf der ganzen Welt gepriesen werden!“ So geschah es. Anna schenkte ihrem Gatten eine Tochter und nannte sie Maria.

Mutter der Gottesgebärerin zu sein, das ist der größte Ruhmestitel der hl. Anna. Von Gott hat sie ihr Kind mit heißen Tränen ersehnt, für Gott allein hat sie es erzogen. Darum brachte sie auch freudig das Opfer der Trennung, als Maria noch ein zartes Mägdlein war, und weihte sie als Tempeljungfrau dem Dienste Jahwes, des Allerhöchsten. Hätten wir mehr Mütter, wie St. Anna war, die für Gott ihre Kinder großziehen, dann hätten wir auch mehr Kinder, wie Maria war, der Ruhm und Stolz ihrer Eltern.

„Trügerisch ist Anmut und eitel die Schönheit; eine Frau, die den Herrn fürchtet, soll gepriesen werden.“ (Spr. 31,30.)

Von Pater Victor Cohnen, R. M. M.

Rettung aus Lebensgefahr

Man spricht in der Natur von kritischen Tagen; mag richtig sein, aber sicher ist, daß auch im menschlichen Leben es Tage gibt, die man füglich als solche bezeichnen kann, Tage des Unangenehmen, Tage der Gefahren, die nicht so leicht dem Gedächtnis entschwinden.

Anfangs November 1925 erhielt ich den Auftrag, mich am 16. des selben Monats zu einer Wahl in Mariannhill einzufinden. Indessen, am Tage vorher, den 15., mußte ich in St. Bernhard pastorieren, was mir insofern angenehm war, als ich hoffen konnte an genanntem Reisetage mich von dieser Station nach Mid Illovo begeben zu können um von dort aus den Zug nach Pinetown zu benutzen. Doch diese Berechnung schlug fehl, da kurz vor meiner Ankunft in St. Bernhard am Samstag der Wagen versagte weil ein Rad gebrochen war. Also Mid Illovo zu erreichen war unmöglich und ganz besonders noch deshalb nicht, wenn der Weg dorthin an mehreren Stellen ausgewaschen war und darum mit Pferdewagen nicht befahren werden konnte. Es blieb mir also nichts übrig, als am Sonntag Nachmittag mit Hilfe eines alten Wägelchens mich nach meinem Einsiedeln zu begeben, um von

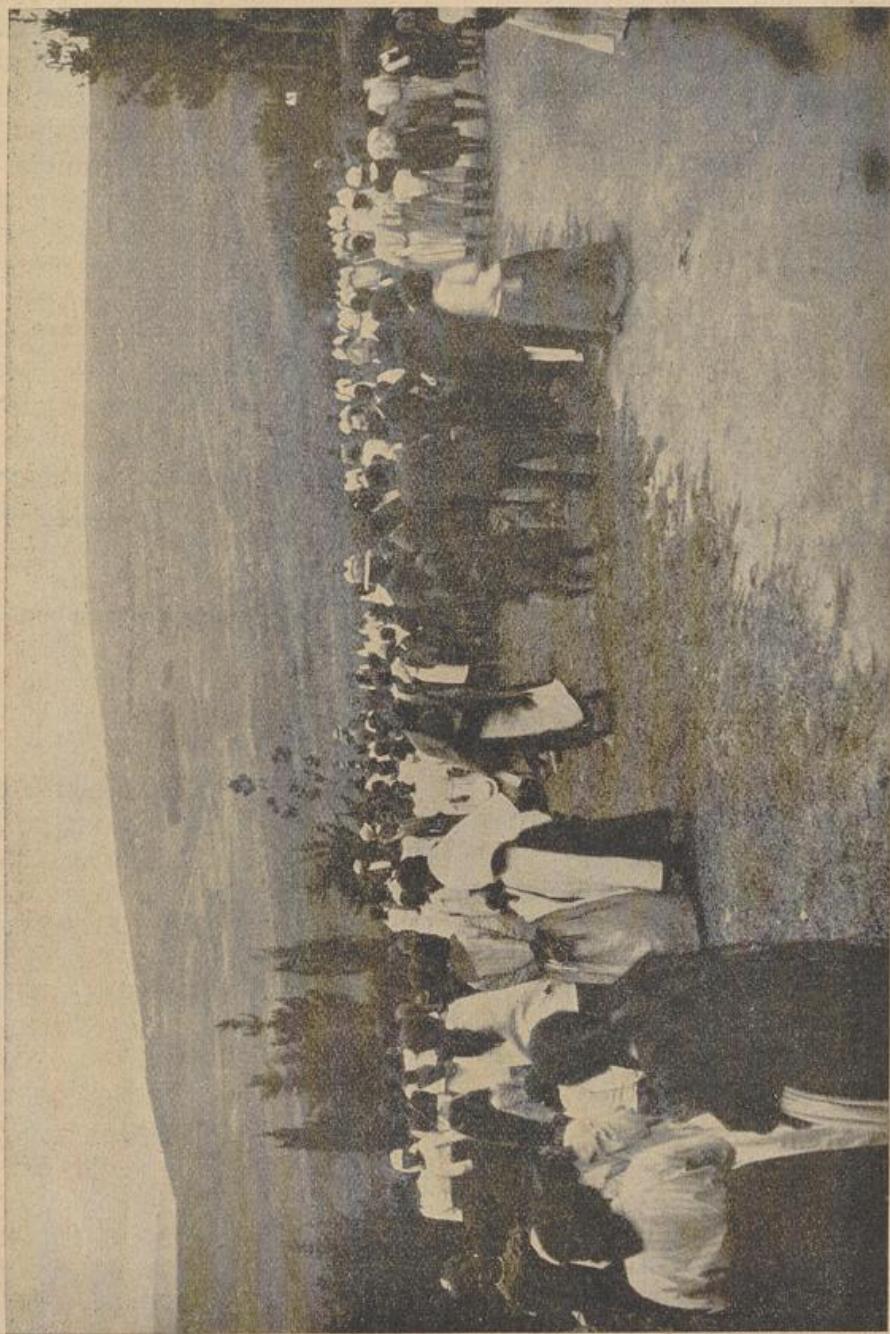
hier aus nach Richmond zu kommen. Ich hatte den Heimweg etwa halb zurückgelegt da zieht ein schweres Gewitter auf, infolgedessen wird das Pferd scheu und wild, schlägt um sich und setzt nach rechts in ein nasses Feld. O Verderben, 4 Meter von mir entfernt ist ein jäher Abgrund — wenn es da hineingeht, dann bin ich verloren. Doch das Tier scheint trotz seiner Wildheit dies auch bemerkt zu haben; denn es macht wiederum eine Wendung nach rechts. Dadurch bricht die Deichsel des Wagens, dieser fällt mit mir rückwärts und auf mich und versetzt mir mit einer Kante einen Stoß auf die Brust, so heftig, daß ich ohnmächtig wurde. Als ich mich erhob empfand ich reißenden inneren Schmerz und Atembeschwerden. Der gebrochene Wagen und meine für die Reise bestimmten aber jetzt beschmutzten und teilweise zerrissenen Kleider mußte ich ruhig an Ort und Stelle belassen und der Sorge anderer anheimstellen. Für mich blieb nichts übrig, als mich zu Fuß nach Hause zu schleppen. Das Fatale hierbei war, daß ich durch den Fall auf den nassen Feldboden ganz, von oben bis unten, das Aussehen eines Ziegelbäckergesellen in Dienst erlangt hatte und sich hier nirgendwo Gelegenheit fand auch nur annähernd eine Verbesserung dieses Zustandes herbeizuführen. Doch nach einiger Zeit versagte mein Körper und ich war gezwungen, in einer nahen Farm Hilfe zu suchen. Zwar kam es mir schwer an, in dieser zweifelhaften Aufmachung das Haus des reichen Herrn zu betreten und dies am Sonntag und mit Besuch dortselbst. Aber Not bricht Eisen. Man kann sich das allgemeine Erstaunen denken, als man meiner ansichtig wurde. Glücklicherweise kannte man mich und sogleich war man besorgt um mich und erwies mir alle Aufmerksamkeit. Nachdem ich notdürftig Gesicht und Hände gewaschen, wurde mir warmer Tee gereicht, der mich wieder leistungsfähig machte, so daß ich meinen Weg wieder fortfahren konnte. Doch davon wollte der Sohn des Hauses nichts wissen und brachte mich per Auto eine gute Strecke weiter, so daß ich bis zu meinem Heim nur noch etwas über einen Kilometer zurückzulegen hatte. Zu Hause angekommen galt es zuerst, den ganzen äußeren Menschen in seinen gewöhnlichen Zustand zurückzuführen.

Nun entstand für mich die Frage, wie ich nach Richmond kommen sollte. Man tröstete mich mit der Gewißheit, daß am folgenden Morgen ein benachbarter Farmer Milch zur Bahn bringe und ich dann mit dessen Wagen die Bahnstation zeitig erreichen könne. Doch als ich zu bestimmter Zeit bei dem Nachbarn eintraf und meine Bitte vortrug, als dann die Dame des Hauses ihre Antwort mit den Worten einleitete: „Father, I. regret infinitely“, da wußte ich Bescheid, und als sie dann weiterflötete: „Der Wagen ist so mit Milchkannen bepackt, daß er Sie leider nicht aufnehmen kann“; was war da zu machen? Nichts war zu machen, ich mußte ein Laufbillet nehmen und suchen, Richmond zu Fuß zu erreichen. Zwar kam es mir mit meinen 71 Jahren schwer

an, Schmerz und Müdigkeit übermannten mich zuweilen, doch ich durfte nicht an solches denken. Noch zwei Kilometer war ich von meinem Bestimmungsort entfernt, da begegnete mir eine arme, alte Frau; man sah ihr die Not an, sie bat mich um ein Stück Brot, um ihren Hunger zu stillen; ich gab ihr einen halben Schilling mit der Weisung, sich in Richmond dafür etwas zu kaufen aber auch für mich ein Ave Maria zu beten, damit ich den Eisenbahnzug erreiche. Raum hatte ich der Armen das Geld in die Hand gedrückt so hörte ich Summen; ein Automobil kam in der Ferne in Sicht; als es bei mir angekommen wurde ich in freundlicher Weise eingeladen, mitzufahren, und so langte ich zehn Minuten vor Abgang meines Zuges beim Stationsgebäude an. Das waren zwei Reisen mit Hindernissen, doch es hätte sich schlimmer gestalten können, und oft während der Fahrt habe ich gedacht und gesagt: „Gott und meinem Engel sei Dank!“

Wir sind vier Monate später. Am 11. März 1926 war ich wieder auf dem Wege nach St. Bernard. Die Witterung war herrlich, und so stand es ohne Zweifel, daß ich glücklich herüberkommen würde. Doch „mit des Geschickes Mächten“ ist nicht zu spassen, auf sie ist kein Verlassen. Denn ich war etwa nur noch sechs Kilometer von genanntem Platz entfernt, da, rechter Hand sahe ich, wie sich große, rabenschwarze Wolken auftürmen. Mit furchterregender Geschwindigkeit kommen sie näher und in einigen Augenblicken hat heulender Sturm sie uns zugepeitscht; um uns ist fast dunkle Nacht. Es ist schwerer Nebel, der da faust; doch Gott bewahre uns vor einem Gewitter in demselben, denn hier sind Nebelgewitter, wie in Europa die Schneegewitter, schlimmer und gefährlicher als die anderen. Doch kaum hatte ich so gedacht, da sieht man den Blitz, da hört man den Donner. Um nicht die Gefahr, in der ich schwebte, zu vergrößern, stieg ich ab vom Wagen und trabte hintendrein. Raum war ich unten, da plötzlich nicht weit von uns zur Linken ein grell leuchtender Blitz. Die Zugtiere springen erschreckt zur Seite; doch eben war dies geschehen, so stürzte rechts, nur etwa drei Meter von uns, eine Feuergarbe hernieder, die mich wohl blendete doch nicht traf, sondern in einen hölzernen Pfahl hineinführ. Ist es nicht bewundernswert zu nennen, daß dieser elektrische Schlag an den stark anziehenden Eisensteilen des Wagens vorübergeht und in einen schlechten Leiter einschlägt? Zwar kam ich durchnäht und fröstelnd an meinem Bestimmungsorte an; doch was lag daran? Das Leben war gerettet. Gott und meinem Engel sei Dank!

Am 16. Dezember v. J. herrschte hierselbst außergewöhnlich große Hitze, so daß, wie mir später ein befreundeter Engländer mitteilte, an diesem Tage nicht weit von hier sechs Personen an Sonnenstich erlagen. Auf solch heiße Temperatur folgte abends ein schweres Gewitter. Mich Gottes Schutz empfehlend, legte ich mich früh zur Ruhe nieder. Da gegen 9 Uhr — alles, was jetzt kommt, geschah in einem Augenblick —



Nach dem Gottesdienst in Lodzane

ein greller Blitz, so stark, als stehe meine Behausung in hellen Flammen, ein betäubender Donnerschlag verbunden mit Erschütterung wie bei Erdbeben und Zusammenpressung der Luft in meinem Zimmer derart, daß ich die Empfindung hatte, als würde ich mit einem glühenden Eisen auf den Kopf geschlagen, was mir für kurze Zeit die Besinnung raubte. Wieder zu mir gekommen stand ich auf; denn an Schlafen war nicht mehr zu denken. Ich geriet in einen apathischen Zustand, verbunden mit heftigen Kopfschmerzen wie bei einem von starker Neuralgie geplagten Manne, einem Zustand, der nicht nur die Nacht, sondern weitere sechs Tage andauerte und mich zu allem unfähig machte, sowie auch nachher, wenngleich für kürzere Zeit wiederkehrte. Da ich fürchtete, daß dieses Vorkommnis auch fernerhin und zwar in noch verhängnisvollerer Form zutreffe, so brachte ich frühzeitig die hiesigen Urkunden in Sicherheit und überließ mich und alles andere dem Schutze Gottes. Mein Leben war noch einmal gerettet. Drum immer und immer wieder: Gott Dank und meinem hl. Engel!

(Wir wünschen dem 71jährigen tapfern Missionar einen geruhigen Lebensabend. Hoffentlich können ihm bald junge Kräfte tüchtig unter die Arme greifen. D. R.)

Von P. Hoche

Die Familie als Kraftquelle

Unter all den vielen Erziehern des Menschen nimmt die Familie unstreitig den ersten Rang ein. Das kleine Kind ist ganz und gar in ihre Obhut gegeben; bis es zur Schule geht, wächst es oft völlig im Kreise der Familie auf. Sorgsam wachen manche Eltern darüber, daß es vor fremden Menschen und Einflüssen behütet werde, damit sie es ganz nach ihrem eignen Herzen bilden können. Häufig wird das auch gelingen. Wenn auch schon in den frühesten Jahren die besonderen Eigenheiten des kleinen Menschen zum Durchbruch kommen, wenn es selbst in der ersten Zeit der Kindheit nicht an Kämpfen, oft heftiger Art, zwischen Eltern und Kindern mangelt, soviel ist doch sicher, daß das Kind dem Vater- und Mutterherzen nie nähersteht als in der frühesten Jugend. Da bildet sich bereits der kleine Mensch, da setzen sich bereits die ersten Ringe der späteren Persönlichkeit an. Es ist nicht nur daran zu denken, wie unter der mütterlichen Leitung das Kind in sorgfältige Leibespflege genommen wird, wie man alles fernhält, was irgendwie schaden könnte, sondern es empfängt auch die ersten geistigen und seelischen Eindrücke. Die Wohnstube mit ihren vielen Dingen, das Vaterhaus, vielleicht ein Gärtchen dabei, wirken tagtäglich in gleicher, bleibender Weise ein und schaffen eine Menge von erlebten Vorstellungen.

Von den Eltern und andern Gliedern der Familie wird seine Seele in der mannigfachsten Weise genährt, die ewigen Grundsätze des Rechts, des Guten werden in seiner Brust verankert, die allgemein menschlichen Tugenden, die jeder Mensch in erster Linie braucht, wie Zuverlässigkeit, Wahrheit, Treue, Pflichtgefühl, Fleiß werden ihm frühe anerzogen und zur zweiten Natur gemacht. Was also der junge Mensch bis zum sechsten Jahre geworden ist, das dankt er fast ausschließlich seiner Familie. Das Kind wird größer und älter. Ein anderer teilt sich mit den Eltern in die Erziehung, die Schule. Der Lehrer wirkt durch Wort und Beispiel, die vielen Miterzieher beeinflussen, die Strafe erzieht, die Bücher werden zur starken Bildungsmacht. So vielerlei ist dazu angetan, die Eltern vom Kinde zu scheiden. So manches bringen unsere Kinder dann von anders her, was wir ihnen nicht geben können, sie beginnen ihre eigenen Wege zu gehen. Und dennoch bleiben sie in der Familie, dennoch wird diese weiter erziehen. Was das Kind in seiner frühesten Jugend geworden ist, das hat bereits tiefste Wurzeln geschlagen, an dem rütteln die neuen Mächte vielfach fast umsonst. Und Vater und Mutter haben ja auch jetzt noch vielfach Gelegenheit, des Kindes Geist und Herz zu lenken, durch Vorbild und Beispiel vorzuleben, auszurei-ten, wenn ein Feind Unkraut ins junge Herz gestreut hat. Das Vor-
bild, das im Hause waltet, die Worte, die gesprochen werden, der Ton und Geist, der durch Haus geht, das alles zusammen wird zur Er-
ziehungsmacht, die ihren Einfluß in den seltesten Fällen verfehlen wird. Selbst wenn der junge Mensch das Vaterhaus verläßt und allein in fremder Welt steht, wird der Geist der Familie in ihm noch nachwirken. Von Parzival erzählt der Dichter, wie er nach seinem Ausszug aus dem Vaterhaus der Mutter Lehren nicht nur auf der Zunge, sondern auch im Herzen trug, und wie manches junge Menschenkind mag schon in der fremden Welt vor einem Fehlritt bewahrt geblieben sein, weil es zur rechten Zeit seines Vaters, seiner Mutter gedachte.

Als Kraftquelle ersten Ranges gilt die Familie nicht nur für die Kinder, sondern auch für die Eltern selber. Die Frau hat in der Familie ihr natürlichstes Wirkungsfeld, den eigentlichen Beruf, und von Ausnahmen abgesehen, wird sie nichts so beglücken und zum ganzen Menschen machen, als wenn sie die Seele einer Familie sein kann. Auch der Mann zieht reichste Segenskräfte aus dem Familienleben. Seine Kräfte wachsen ins Große, wenn er sich bewußt ist, daß er in seiner Berufssarbeit für Weib und Kinder schafft, daß er ihnen nicht nur das Notwendigste erarbeitet, sondern auch darüber hinaus zu ihrem Behagen beiträgt, wenn er das Gefühl hat, daß er die Zukunft seiner Kinder sicher stellt, daß er damit für Generationen schafft. Wie mancher wirkt verhältnismäßig Großes, füllt seinen Platz gut aus, lediglich, weil die Rücksicht auf die Familie seinen ganzen Menschen erfaßt und treibt. Wer aus der Berufssarbeit nachhausekommt und daheim den Frieden

und das Behagen eines geordneten Familienlebens genießen darf, wird sich glücklich fühlen.

„Der ist ein König, er sei ein Hoher oder ein Geringer, dem in seinem Hause Wohl bereitet ward.“ Im Schoße der Familie, im Verein mit Menschen, die es gut und aufrichtig mit ihm meinen, versinkt vieles, was draußen drückte, er genießt die reinsten und unschuldigsten Freuden, es erklingen Saiten in ihm, die sonst schließen, es vollendet sich in ihm erst das wahre Menschentum. Eine gesegnete Stunde in der Familie, ein stiller Feierabend, eine innige Zwiesprache mit der Frau, selbst die Sorgen des Tages oder gar die „liebe Not“ mit den Kindern, alles das wächst ans Herz, das wird zum stärkenden täglichen Brot, macht stark und lebensmutig. So zieht der Mann aus der Familie tatsächlich mit die stärksten Kräfte, sie wird ihm zum Ansporn, zum Halt, und wenn er draußen im Beruf unter den fremden Menschen seine Pflicht tut, sein Bestes leistet, strömen ihm die Kräfte dazu aus der Familie zu.

Daher gilt es, diesen Born des Segens unserm Volke rein und kräftig zu erhalten. Aber wir wollen nicht übersehen, daß dem Familienleben schwere Gefahren drohen. Zum Teil liegen sie in der wirtschaftlichen Entwicklung begründet. Der Vater wird durch die bei uns so stark gewachsene Industrie immer mehr der Familie entzogen. Oft sieht er seine Kinder nur, wenn sie schon oder noch schlafen. Sein Einfluß geht demnach verloren, und manche Freuden und Anregungen bleiben ihm versagt. Aber selbst die Mutter ist ja vielfach gezwungen, außer dem Hause einem Erwerb nachzugehen, sodaß die Kinder häufig nur sich selber oder dem zweifelhaften Einfluß der Gasse überlassen bleiben. Vom freudigen Behagen des Familienlebens geht dabei natürlich viel verloren. Wir müssen darnach trachten, daß wenigstens die Mutter dem Hause erhalten bleibt.

Bedauerlich ist zum andern, daß vielen Eltern die Verantwortung für ihr wichtiges Amt als Erzieher abhanden gekommen ist. Wo die Kinder nicht von zuhause das Beste mit ins Leben bekommen, geschieht es viel leichter, daß sie in den Stürmen des Lebens Schiffbruch leiden. In der Regel sorgen zwar die Eltern mit Liebe für die geistige, körperliche und vor allem beruflche Ausbildung der Kinder, sehen aber oft genug über die Charakterentwicklung weg und bedenken nicht, daß der Charakter, der starke und reine Wille im späteren Leben ausschlaggebend ist. Schließlich ist unser Thema eine ernste Mahnung an jedes Glied der Familie, seine besondere Pflicht zu tun, den andern zu verstehen und zu erfreuen, ihm das Leben im Hause leicht und angenehm zu machen, damit die Familie in Wirklichkeit werde, was sie sein kann und soll, ein Brunnen der Kraft.

Aus der Klosterwelt

Aus Amerika kam die telegraphische Nachricht, daß es Gott dem Allmächtigen gefallen hat, unsern lieben Mitbruder

Hochwürden P. Balduin Reiner

(Ordensmissionar von Mariannhill)

am 7. Mai 1927 in Rome City-Ind. nach längerem Leiden zu sich in die ewige Heimat abzurufen.

Der Verstorbene war geboren zu Herbertingen in Württemberg am 8. Juni 1871. Im Jahre 1889 trat er als Novize in Mariannhill ein, legte am 11. Oktober 1891 die einfachen, und am 6. Januar 1895 die feierlichen Gelübde ab.

Lange Jahre arbeitete er als eifriger Missionar in der Mission in Süd-Afrika. Glänzende Sprachkenntnisse machten ihn bald zu einem der besten Kenner der Zulusprache. Seine Zulugrammatik ist auch heute noch eine der besten und praktischsten für gute und schnelle Erlernung dieser Eingeborenen-Sprache. Im Jahre 1912 wurde er als Missionsprokurator nach Würzburg versetzt. Im Jahre 1921 kam er dann als Beichtvater nach St. Paul und 1924 auf unsere Neugründung nach Amerika. Ein hartnäckiges Leiden, die Arterienverkalkung, ließ den Verstorbenden, eine mächtige, achtung gebietende Gestalt, früh altern und verurteilte ihn zu einem zurückgezogenen Leben. Bereits an Weihnachten 1926 traf ihn ein schwerer Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholt hat. Der Verstorbene wurde nach Techm-Ind. überführt und dort auf dem stillen Friedhof der Stehler Missionare beigesetzt.

Aber den Sternen wohnt Gottes Friede, dort sei auch sein ewiger Friede.

R. I. P.



Die Räuberjagd im Generalat

Vor 4 Jahren trug sich im Generalatsgebäude in Mariannhill eine grausige Räubergeschichte zu, die mit Erlaubnis der daran Beteiligten hier zu Nutz und Frommen der lieben Leser erzählt werden soll.

Es war eine schöne, lauwarme Winternacht. Bruder G. schlief in der Bibliothek des Generalats und war gerade der einzige Hüter des großen Hauses, da die sonstigen Insassen auswärts waren. Der Pater W., der neben seinem Generalsekretärsposten auch noch eine Station auswärts zu besorgen hatte, war ebenfalls abwesend und wurde erst in einigen Tagen zurückgekehrt. Er kam aber unverhofft eher zurück, ohne sich anzumelden und dieses sein plötzliches Kommen ward die Ursache einer aufregenden Räuberjagd. Das kam so.

Pater W. hatte immer einen Hausschlüssel zum Generalat, um, wenn er nachts von seiner Station zurückkam, zu seinem Zimmer gelangen zu können ohne die Leute wecken zu müssen. Als er nun in besagter Nacht unverhofft zurückkam und leise die Treppe, die hie und da knarrt, zu seinem Zimmer hinaufstieg, hatte dieses Geräusch das wachsame Ohr des schlafenden Bruders G. gehört. Er stand sofort auf und lauschte. Ein tosendes Geräusch und dann war wieder alles still. Sein erster Gedanke war, es muß ein Einbrecher im Hause sein, denn er hatte doch die Haustüre abgeschlossen. Was tun? Er hatte in seinem Zimmer ein doppelläufiges Gewehr hängen. Das nahm er von der Wand und schoss damit zum Fenster hinaus und schrie: „Hilfe, ein Einbrecher ist im Hause!“ Und wiederum krachte ein Schuß.

In einiger Entfernung vom Generalat ist die schöne Pforte von Mariannhill. Dort schlief zur Bewachung des Gebäudes Bruder A. In seinen seligen Träumen hatte er zuerst geglaubt, es sei eine Türe zugeschlagen worden. Erst der zweite Schuß brachte ihn völlig zum wachen Zustand und zur Erkenntnis, daß offenbar Kriegszustand sei. Also auf Posten. Er öffnete das Fenster und sah hinaus. Da sah er, daß der Bruder G. Licht im Zimmer hatte und hörte auch schon sein Rufen: „Hilfe, Einbrecher!“ Ein anderer Bruder schlief noch an der Pforte, Bruder R., der wegen Kränklichkeit zur Erholung in Mariannhill weilte. Auch dieser hörte das gewaltige Donnern der Feuerbüchsen und rief, als er die Sachlage erfaßt hatte: „Bruder A., nehmen Sie die Mistgabel, Sie waren doch beim Militär, Sie können fechten, ich trage die Laterne.“ Gesagt, getan. Die bewaffnete Macht rückt an. Die Haustüre wurde untersucht; sie war verschlossen. Bruder R., der die Zimmer im Generalat zu versorgen hatte, hatte einen Schlüssel. Er schloß auf. Die Räume im Erdgeschoß und im Hochparterre wurden untersucht. Keine Spur von Einbrechern. Sie kamen zum Zimmer des Bruder G. Der schloß sich der bewaffneten Macht an und machte sie dadurch kriegsstarf. Man stieg zum zweiten Stockwerk. Zimmer um Zimmer wurde unte-

sucht. Da kam man an das Zimmer des Pater W. Es war verschlossen und ließ sich auch nicht öffnen. Man klopft, keine Antwort. Aha, hier ist die gefährliche Stelle. Kriegsrat wird gehalten. „Pater W. konnte nicht zurück sein, da er ja mitgeteilt habe, daß er erst nächste Woche zurückkehrt . . . Und er meldet sich ja auch immer an, bevor er kommt“, sagt Bruder G. Da horch, die Treppe herauf kommt Bruder M., der Schaffner von Mariannhill. Er hat das Schießen und Rufen gehört und ist mit seinem gewaltigen Hund herbeigeeilt. So stehen nun die Männer in ernster Überlegung vor der verschlossenen Türe.

Und schauen wir in das Zimmer hinein. Da liegt Pater W. im Bett und wälzt sich vor Lachen, denn er hört ganz genau die kriegerischen Vorbereitungen vor seiner Türe. Endlich hält er es nicht mehr aus. Er löst die schwierige Situation durch eine Lachsalve und ruft: „Lasst mich doch in Ruhe! Ich bin ja todmüde von meiner Reise.“

Die Bewaffneten machten kehrt und zogen sich wieder in ihr Quartier zurück. Noch lange wurde von Beteiligten und Nichtbeteiligten über die schaurige Räuberjagd gelacht. Wer den Schaden hat, braucht ja für den Spott nicht zu sorgen.

Von Pater Chyprian Ballweg, R. M. M.

Volksmission im Missionsland

Auch im Missionslande gibt es ältere Christen, die der geistigen Auffrischung von Zeit zu Zeit bedürfen. Deshalb werden auch die so genannten Volksmissionen im Missionslande gehalten. Jedoch darf man sich eine Mission unter hiesigen Verhältnissen nicht vorstellen wie eine im Heimatlande. Die Verhältnisse in der Mission sind anders.

In der Heimat werden die Missionen gewöhnlich auf 8 und noch mehr Tage verteilt, wobei täglich 2—3 Vorträge zu verschiedenen Zeiten gehalten werden. Das ist unter unsren Verhältnissen nicht möglich, weil die Leute zu sehr zerstreut wohnen, und nicht mehrere Male im Tag zur Kirche kommen können. Nehmen wir die Pfarrei von Mariannhill. Die meisten Christen wohnen mehr als 2 Wegstunden von hier weg, sehr viele bis zu 12 und 15 Stunden und einzelne noch weiter. Die können nicht nur nicht jeden Tag mehrere Male hierher kommen, sondern können nicht einmal mehrere Male während der Dauer der Mission nach Hause gehen und wieder kommen. Somit bleibt ihnen nichts übrig, als für die Zeit der Mission in die Nähe der Station zu kommen. Hier in Mariannhill war im Juli 1925 Mission in zwei Gruppen, weil die Kirche nicht alle auf einmal fassen und weil auch nicht alle zu gleicher Zeit ihr Heim verlassen und stundenweit weg zur Kirche und Mission sich begeben können.

Wir mußten ferner, um die Leute nicht allzulang von ihrer Heimat

fernzuhalten, die Tage verkürzen auf 5 Tage. Schon das ist für die armen Schwarzen ein großes Opfer, weil sie ihr Essen für diese Zeit mitbringen mußten.

Wo aber wurden sie untergebracht? Eine größere Anzahl fand in den hiesigen Schulen Aufnahme, denn die Schulkinder waren zum größten Teil in die Ferien nach Hause gegangen. Die Mehrzahl jedoch mußte zu den benachbarten Christen gehen und dort beherbergt werden.

Da die Christen nicht verschiedene Male im Tag kommen konnten, so mußten die Vorträge und Übungen nach einander in kurzen Zwischenpausen folgen. Mit kurzen Unterbrechungen wurde die Zeit von 9 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags mit Vorträgen und anderen Übungen. Eine Schwierigkeit machen auch die Säuglinge. Die Mütter mit kleinen Kindern wollen natürlich eine so außerordentliche Gelegenheit nicht versäumen. Aber da sie die Kleinen nicht für fast einen Tag zu Hause lassen können, kommen sie mit ihren Schreihälzen zur Kirche, wo aus ihrem Munde auch nach ihrer Art das Lob Gottes erklingt. Jedoch ist dieses Gotteslob doch nicht angebracht während der Predigt, weil dann das Gotteswort nicht mehr hörbar ist. Deshalb mußten wir die Kleinen anderen Kleinen aufbürden, nämlich den kleineren Schulkindern, die dann mit ihnen weit weg von der Kirche ihre vielstimmigen Chöre dirigieren mußten, damit ihre Mütter unterdessen doch auch der Predigt der Missionare lauschen konnten. Jedoch des öfteren klang ihr Donnerschall bis zu den Ohren der andächtig lauschenden Mütter, und so manche Mutter, die an der Stimme ihr Herzliebstes erkannte, wurde so von der Gewalt des Gesanges hingerissen, daß sie nicht mehr in der Kirche warten konnte, sondern schmurrstrafz zu ihrem Liebling eilte. Die freundlichen Leserinnen und Leser werden wohl nun fragen, welchen Nutzen solche Missionen im Missionslande bringen. Kommen sie den Missionen in der Heimat gleich? Sicherlich. So viele Tränen werden wohl nicht geweint, denn das versteht der Naturmensch noch nicht so wie die überspannte zivilisierte Welt, jedoch gehen die Worte um so tiefer in die Seele und erwirken um so kräftigere Vorsätze.

Der Befehrungen gibt es so viele bei einer jeden Mission. Aber halten sie auch immer stand? Sicherlich nicht alle, denn die Schwarzen sind eben auch Menschen und dazu sind sie noch unbeständig wie Kinder. Jedoch bilden die Missionen einen mächtigen Damm gegen die durch die verdorbene Zivilisation einreizenden Übel und Missstände. Ferner vertiefen die Missionen den religiösen Sinn, bringen Begeisterung für den hl. Glauben und geben Gelegenheit zu den verschiedensten Akten der Nächstenliebe durch — Aufnahme von solchen, die weit her kommen, durch Mithilfe bei der Einladung zur Mission und durch vieles andere. Deshalb dürften auch im Missionslande die Missionen eines der kräftigsten Mittel bilden, das religiöse Leben unter den Neuchristen zu erneuern und zu kräftigen.



Sport überall! Fußbalmannschaft einheimischer Christlicher Junglinge
in Mariana Hill. (Lehrerfanden)

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Fortsetzung

„Das ist wieder einmal eine nette Geschichte! Davon werden die Pfaffen auch nicht predigen!“ rief mit einem wütenden Fluch ein liederlicher Schuhflicker. „Und die Alte da droben, auch eine, die jeden Morgen in die Messe läuft und vor jedem Heiligenbilde die Augen verdreht, soll die 100 000 Franken beiseite gebracht haben!“

„100 000 Franken! Ja, dafür würde noch mancher etwas wagen. Aber gar so dumm hätten sie es nicht anstellen sollen, daß man sie sozusagen auf frischer Tat ertappte“, meinte ein alter Soldat.

„Ach, sie haben eben darauf gerechnet, daß man eine solche Tat einem Geistlichen auch nicht im Traume zutrauen würde“, rief ein Pfleißertreter. „Und schließlich, — Ihr werdet sehen, daß man ihm doch nichts zuleide tut. Ja, armen Teufeln wie uns ginge es an den Hals!“

„Es wird auch ihm an den Hals gehen, verlaßt Euch darauf, Nachbar!“ rief der Schuhflicker. „Wir leben jetzt nicht mehr unter dem Regimenter der Pfaffen und Tyrannen, sondern unter der glorreichen Republik!“

„Seht, da kommt das Enkelkind der Frau Montmoulin!“ rief eine mitleidige Nachbarin. „Mein Gott, wie soll es den Kindern ergehen, wenn man ihre Großmutter und am Ende auch ihre Mutter ins Gefängnis führt!“

„Da braucht Ihr Euch keine grauen Haare wachsen zu lassen, Frau Gentier: die Republik ist die Mutter aller Waisen!“ rief mit Pathos der Schuhflicker. „Sie kommen ins Waisenhaus, wo auch meine Kinder sind, und werden es besser haben als hier.“

„Dass Gott erbarm!“ antwortete die Nachbarin. „Aber macht Platz! Laßt das Kind durch! Nun, weine nicht, Julie! Und wenn sie deine Mutter auch fortführen, dann kommt mit dem Charles zu mir herüber. Zwei mehr oder weniger am Tische macht keinen so großen Unterschied.“

Man ließ das Mädchen durch. Hinter dem bescheidenen Laden, an dessen Fenster gestrickte Jacken, Unterkleider, Strümpfe, Leibbinden und andere Wollwaren zum Verkaufe auslagen, befand sich eine kleine Stube. In derselben stand die Strickmaschine, an der die Mutter gewöhnlich fleißig arbeitete, während die

Großmutter mit dem Strickstrumpf am Fenster saß oder in der anstoßenden Küche hantierte. Durch ein Glas in der Türe konnte man den Laden übersehen. Als Julie denselben betrat, fand sie zu ihrem Schrecken auch hier einen Gendarmen, welcher sie mit den Worten zurückhielt: „So, du bist das Töchterchen der Frau Montmoulin?“

„Meine Mutter heißt Jardinier, meine Großmutter Montmoulin“, antwortete das Mädchen. „Herr, laß mich durch; ich muß meiner Mutter etwas sagen.“

„Gleich, gleich. Natürlich heißt deine Mutter Jardinier, und du bist also Mademoiselle Jardinier, und der Pfarrer von Ste-Victoire ist dein Onkel?“

„Ja, Herr, und die bösen Leute sagen, er habe etwas Schreckliches getan, und Ihre Freunde, die Gendarmen, haben ihn gefangen genommen und die gute Großmutter auch. Aber es ist doch ganz gewiß gelogen; mein Onkel ist ja ein Priester und ein sehr heiliger Mann!“

„Es wird alles gelogen sein, so denke ich auch. Er hat dir gewiß schon manches schöne Präsent gemacht?“

„Ja, ein Gebetbuch und wenigstens ein Dutzend schöne Bildchen mit Gold und Spitzen!“

„Gold und Spitzen! Sieh, was du für einen guten Onkel hast. Hat er nicht auch deiner Mutter oder Großmutter Geld gegeben?“

„Ja, gestern brachte die Großmutter viel Geld nach Hause, das sie vom Onkel erhalten hat, und der Onkel hatte es von einer guten, frommen Dame empfangen, für die Charles und ich gestern abend mit Großmama einen Rosenkranz beten mußten.“

„Sieh da, wie fromm ihr seid! — Kannst du mir nicht sagen, wie viel Geld die Großmama mit nach Hause brachte?“

„Sehr viel. Ich weiß nicht, wie viel. Großmama sagte: „So viel Geld haben wir seit 20 Jahren nicht mehr im Hause gehabt.“

„Ei, ei! — Und was hat sie denn mit dem vielen Gelde getan?“

„Sie ist gleich am Nachmittag zum Juden Levi gegangen und hat ihm die Schulden bezahlt, und was sie sonst noch getan hat, weiß ich nicht.“

Der Gendarm hatte mit seinen Fragen genug aus dem arglosen Kinde gelöst,

was den Verdacht des Untersuchungsrichters zu bestätigen schien. Rasch schrieb er mit Bleistift auf einen Streifen Papier: „Das Kind hat alles gestanden“; dann sagte er: „Du bist ein recht fluges Mädchen. Sieh, deine Mutter hat eben Besuch; wir wollen aber sehen, ob du zu ihr kannst.“ Damit klopfte er an die Tür und drückte seinem Vorgesetzten, der dieselbe öffnete, rasch das Papier in die Hand. Ein Blick auf dasselbe genügte dem Polizeikommissär. „Noch einen Augenblick“, sagte derselbe. „Ich werde gleich mit deiner Mutter fertig sein.“

Mit diesen Worten winkte der Kommissär dem Gendarmen, einzutreten, zog die Türe hinter sich zu und wandte sich an Frau Jardinier, welche bleich, aber gefaßt an dem Tischchen neben dem Fenster saß.

„Es nützt Ihnen nun nichts mehr, weiter zu leugnen, gute Frau“, sagte der Polizeikommissär. „Ihr Kind hat alles gestanden.“

„Was denn?“ fragte Frau Jardinier. „Nun, daß Ihre Mutter gestern die große Geldsumme von St. Victoire gebracht hat“, sagte der Gendarm, „daß sie am Nachmittag damit zum Juden Levi ging, um die Schulden zu bezahlen und wahrscheinlich um den Rest bei dem Hebräer zu verbergen.“ Und dann erzählte er ausdrücklich, was er von dem Kinde erfragt hatte.

„Gehen Sie sofort zu Levi, um den Sachverhalt festzustellen“, sagte der Polizeikommissär. „Und Sie, Frau Jardinier, folgen Sie mir!“

„Es ist ein Mißverständnis!“ rief die Frau. „Um Gotteswillen, Sie werden mir doch die Schmach nicht antun, mich zu verhaften! Von einer so großen Summe, wie Sie mich fragten, kann gar keine Rede sein. Die Mutter hat höchstens ein paar hundert Franken mitgebracht, und freilich, so viel hatten wir seit Jahren nicht im Hause!“

„Weshalb haben Sie mir davon nichts gesagt, als ich fragte?“

„Sie fragten mich, ob gestern meine Mutter nicht in einer Reisetasche eine große Summe Geldes mit nach Hause gebracht, und ich antwortete der Wahrheit gemäß, in der bewußten Tasche sei nichts als Leibwäsche meines Bruders gewesen, welche die Mutter zu bejorgen pflegt. Ich weiß überhaupt noch gar nicht, weshalb ich Ihnen Rede und Antwort stehen soll“, fügte die Frau entrüstet bei.

„Wir sind ehrliche Leute und haben noch

nie einen Sou gestohlen.“

„Nur ruhig, wenn ich bitten darf“, entgegnete der Polizeikommissär. „Ich habe auch nicht gesagt, daß Sie gestohlen haben. Aber das Geld der Madame Blanchard muß denn doch irgend wohin gekommen sein, und der Verdacht, es gestern von St. Victoire hierher gebracht zu haben, lastet auf Ihrer Mutter.“

„Das Geld der Madame Blanchard!“ rief Frau Jardinier erschrocken. „Ja, von einer Madame Blanchard hat mein Bruder, der Pfarrer von St. Victoire, wirklich den Fünfhundertfrankenschein zum Geschenk erhalten, wie meine Mutter erzählte.“

„Ei, sieh! 500 Franken zum Geschenk! Gestern! Und von dieser Madame Blanchard, die gestern im Pfarrhause von St. Victoire ermordet wurde!“

„Von wem? Wissen Sie das wirklich nicht?“

„Gerechter Himmel! Der Verdacht wird doch nicht gar auf meinen Bruder —?“

„Sieh da! Der Gedanke liegt Ihnen doch nicht gar zu fern“, sagte der Polizeikommissär, die arme Frau, welche zu Tode erschrocken die Augen aufriß und die Hände ringend einen Schrei der Verzweiflung ausstieß, mit einem kalten Blicke messend. Als der erste Ausbruch des Schmerzes vorüber war und sich Frau Jardinier bitterlich weinend auf den Stuhl am Fenster niedergelassen hatte, fuhr der Beamte nicht ganz ohne Mitleid fort: „Nun, gute Frau, ich will ja gerne glauben, daß Sie keine Mitschuld an dieser Tat triffst, ja daß Ihnen die Mutter nicht einmal sagte, wie dieselbe in den Besitz des Geldes kam, daß sie gestern in der bewußten Reisetasche von St. Victoire mitgebracht hat. Aber nun erwarte ich auch sofortigen Aufschluß über den Verbleib der Summe. Wenn Sie das tun, so werde ich Sie mit der möglichsten Schonung behandeln; wo nicht, so haben Sie mir sofort auf die Polizei zu folgen. Ich gebe Ihnen zwei Minuten Bedenkzeit.“

„Ich habe mich über nichts zu bedenken!“ rief jammernd die Frau. „Es ist ja alles ein schreckliches Mißverständnis! Der bloße Gedanke, daß mein Bruder ein solches Verbrechen begehen, daß meine Mutter einer solchen Hohlerei fähig wäre, ist eitel Wahnsinn! Nur Leute, welche dieselben nie gekannt haben, können auf einen solchen Gedanken kommen.“

„Es soll mich sehr freuen, wenn es Ihnen und Ihren Verwandten gelingt, den

Verdacht von sich abzuwälzen. Inzwischen bin ich leider genötigt, Sie in Untersuchungshaft zu führen.“ „Aber um aller Heiligen willen, was soll dann aus den Kindern werden?“ jammerte die Mutter.

„Sind keine Verwandten da, bei denen man sie einstweilen unterbringen könnte?“ — „Nein? — Dann muß die Gemeinde so lange für dieselben sorgen. O befürmern Sie sich darum nur nicht; die Kinder werden es die paar Tage gut haben. Ich werde sofort selbst die nötigen Schritte beim Maire tun. Und nun überheben Sie mich der unangenehmen Pflicht, Gewalt anwenden zu müssen.“ Damit öffnete der Kommissär die Türe und winkte die kleine Julie aus dem Laden herbei. „Gib deiner Mutter einen schönen Kuß“, sagte er, „und bleibe hübsch zu Hause, bis ich wiederkomme. Sieh, deine Mutter hat mit mir einen kleinen Gang zu machen und wird wohl bald heimkehren.“

Frau Jardinier bezwang ihren Schmerz und zog das weinende Mädchen an sich: „Ja, Julie, sei schön brav, bis ich wiederkomme. Über wo hast du denn die Großmama gelassen, und wo ist der Gemüsekorb?“

„Ach, Mama, ich bin gewiß nicht schuld!“ klagte das Kind. „Als wir bei der dicken Höferin an der Ecke um die Karotten seilschlichen, da brachten sie auf einem Wagen den guten Onkel von St. Victoire zwischen Gendarmen, und die bösen Leute schrien, er habe etwas Schreckliches getan. Und als Großmama ihn erblickte, tat sie einen Schrei und fiel wie tot zu Boden. Aber sie war doch nicht tot und ist beim Spezereihändler Le Gras, wohin man sie trug, wieder zu sich gekommen. Dann ist sie mit einem Gendarmen in eine Droschke gestiegen und davongefahren, ich weiß nicht wohin. Und so ist der Gemüsekorb abhanden gekommen.“

„Es tut nichts, Julie. Er wird bei der dicken Höferin stehen. Weine nun nicht länger. Sieh, dieser Herr führt mich zu Großmama, und ich denke, wir werden bald wiederkommen.“

„Darf ich denn nicht mitgehen, Mama?“ „Nein, Kind, du mußt jetzt hier bleiben. Und wenn Charles aus der Schule kommt, dann riechtest du die Suppe an. Und hier hast du den Schlüssel zum Speiseschrank; es ist Brot genug darin und ein gutes Stück Wurst; das dürfst ihr alles essen. Und nun auf Wiedersehen! Und vergeßt nicht, vor und nach

Tisch zu beten, wie ihr es gewohnt seid.“ Damit gab sie dem Kinde einen Kuß und wandte sich rasch der Türe zu, um die hervorbrechenden Tränen zu verbergen. „Ich bin bereit“, winkte sie dem Polizeikommissär, auf den die Worte und das ganze Benehmen der Frau einen guten Eindruck nicht verfehlt hatten, und bevor das Kind recht begriff, was geschah, war die Mutter aus dem Zimmer verschwunden. Julie wollte ihr nachlaufen, aber der Polizist, der noch immer die Haustüre bewachte, ließ sie nicht hinaus, und nur eben konnte sie noch durch das Ladenfenster sehen, wie die Mutter mit dem Polizeikommissär um die nächste Straßenecke bog.

Weinend begab sich das Mädchen nach der Küche; denn es hörte, daß die Suppe übersieden wollte. Kaum war diesem Unheil gesteuert, da kam Charles aus der Schule zurück. Die Haustüre wurde jetzt nicht mehr von einem Gendarmen bewacht, und die Neugierigen vor derselben verließen sich allgemach. Als der Knabe den Laden betrat, fand er daselbst zwei Polizeikommissäre, die alle Schränke, Schubladen und Wandsächer öffneten und alles drunter und drüber warfen.

„Holla!“ rief Charles erstaunt. „Was macht ihr denn da? Die Mutter wird schön schelten, wenn sie das sieht! Sie hält auf Ordnung und straft Julie und mich, wenn wir auch nur einen Strang Wolle von seinem Platz nehmen.“

„Bist du der Sohn der Frau Jardinier?“ fragte einer der Kommissäre. „So kannst du uns helfen! Weißt du nicht, wo die Reisetasche ist, welche deine Großmama gestern nach Hause brachte?“

„Die Tasche meines Onkels? Die hängt auf dem Estrich zum Trocknen. Denn Großmama hat sie gestern abend gesäckt und gewaschen.“

„Bist du dabei gewesen, als Großmama sie auspackte?“

„Nein. Das hat sie auf ihrer Schlafräume getan; ich hab' sie ihr dahingetragen!“

„Gelt, sie war schwer?“

„O, ich konnte sie ganz gut tragen.“

„Es war doch viel Geld darin?“

„In der Reisetasche? Davon weiß ich nichts. Großmama sagte, es sei Wäsche des Onkels. Aber sie hat viel Geld mitgebracht vom Onkel, dem es eine fromme Dame geschenkt hat, für welche wir dann auch beteten.“

„Und wo hat sie das Geld getan? Wenn du mir das sagen kannst, so gebe ich dir

ein Zehnsousstück.“

Jetzt öffnete sich die Zimmertüre, und Julie rief dem Bruder zu: „Rede doch nicht so viel mit den bösen Leuten, Charles! Sie fragen dich nur aus. Sie taten es auch bei mir und führten dann die Mutter fort. Aber wie siehst du denn aus, Charles? Da, der Armel voll Schmutz, und hier an der Brust ein Knopf abgerissen — komm herein und lasst dich bürsten. Gewiß hast du dich wieder mit deinen Kameraden gerauscht?“

Damit zog Julie den jüngeren Bruder zu sich in die Stube und sagte leise: „Ach, Charles, was soll aus uns werden! Sie haben den Onkel von St. Victoire gesangen genommen und sagen, er habe etwas Schreckliches getan, und auch die Großmama und unsere Mutter haben sie fortgeführt, ich glaube gewiß ins Gefängnis, obwohl die Mutter sagte, sie habe mit dem Manne nur einen Gang zu tun und werde bald zurückkommen. Aber sie sagte das nur, um mich zu trösten; sie hätte mir sonst gewiß nicht den Schlüssel zum Speisezimmerschrank gegeben.“

Charles machte große Augen und sagte, während die Schwester mit der Bürste seinen Armel reinigte: „Der rote Jean und der dicke Paul haben mir auf dem Heimwege von der Schule nachgeschrien, unser Oheim von St. Victoire habe eine Frau erstochen, und riefen: „Der Neffe des Mörders! Der Neffe des Mörders!“ und alle Leute schauten mir nach. Aber nicht wahr, Julie, das ist doch alles nur gelogen? Wie könnte auch der gute Onkel so etwas Gräßliches tun?“

„Natürlich ist es gelogen“, bestätigte die Schwester.

„Natürlich! Das sagte ich auch dem roten Jean und nannte ihn einen Lügner. Da gab er mir eine Ohrfeige; ich aber fasste ihn an seinen roten Haaren und hätte ihn ganz bestimmt zu Boden geworfen, wenn nicht der dicke Paul ihm zu Hilfe gekommen wäre. Der hat mir auch den Knopf abgerissen. Sei so gut und nähre mir wieder einen an. Die Mutter hat noch zwei in ihrem Nähstöcken. Ich wollte es dem dicken Lügner schon heimzahlen, diesem Verräter, wenn es keine Sünde wäre! Noch vor der Schule hat er von den Brezeln gegessen, welche uns der gute Onkel am Sonntag zustellte.“

„Ach, der gute Onkel!“ rief Julie und fing aufs neue an zu weinen. „Und so — siehst du — so hatten sie seine Hände gefesselt, und seine Soutane war ganz

voll Schmutz, und er saß todtbleich neben einem Gendarmen auf einem Bund Stroh, und die Leute sagten, man werde ihn ganz gewiß hinrichten!“

„Das glaube ich nicht, Julie; weine nur nicht so. Siehst du, ich habe einmal eine schöne Geschichte gelesen von einem braven Müller, der hieß „der unschuldige Martin.“ Den hat man auch wegen eines Mordes eingesperrt, und er sollte schon gehängt werden, obwohl er ganz unschuldig war, und da kam seine Unschuld zu Tage, weil seine Kinder zur St. Baume Wallfahrteten und gar fromm für ihn beteten. Und er wurde mit großen Ehren entlassen und von dem Richter, der ihn unschuldig verurteilt hatte, reichlich beschenkt. Sieh, so wird es dem guten Onkel auch gehen: seine Unschuld wird an den Tag kommen, und man wird ihn mit großen Ehren nach St. Victoire zurückführen. Und dann soll mir der rote Jean noch einmal „Neffe des Mörders“ nachrufen!“

„Und wie ist denn die Unschuld des Mörders herausgekommen?“ fragte Julie.

„Ja, wenn ich nur das wüßte! Halt! Jetzt fällt es mir wieder ein! Es ist einer zum Richter gegangen und hat einen Eid geschworen, daß der brave Müller ganz gewiß unschuldig sei. Und das will ich auch tun; denn ich weiß ganz gewiß, daß der gute Onkel unschuldig ist.“

Das beruhigte die beiden Kinder. Julie deckte jetzt flink den Tisch und stellte die Suppe auf, und nachdem sie gebetet hatten, setzten sie sich halb getrostet zum Essen. Und als nun gar Julie aus dem Speisezimmerschrank die Wurst herbeibrachte, wäre bei Charles beinahe die Sonne aus den Wolken der Trübsal hervorgebrochen, wenn nur Mutter und Großmutter dagewesen wären. Auch schnitt ihm die Schwester die Wurstscheiben gar dünn vor, indem sie behauptete, sie schmeckten so besser. Charles sagte dagegen: „Du kannst sie für dich so dünn schneiden, als du willst, ich habe sie lieber recht dick“, und bald hätte es darüber eines der kleinen geschwisterlichen Scharmützel gegeben, wie sie von Zeit zu Zeit zwischen ihnen an der Tagesordnung waren. Allein Julie brachte nun das Gespräch auf einen andern Gegenstand, und der lautete dem Knaben so, daß ihm vor Schrecken beinahe der Bissen im Halse stecken geblieben wäre.

Julie erzählte nämlich, was sie vom Polizeikommissär und von den Leuten auf

der Straße gehört hatte, daß man die Kinder wahrscheinlich ins Armenhaus bringen werde. Da ließ Charles seine Gabel fallen und rief: „Was? Wir ins Armenhaus? Nie!“

„Aber wenn man uns mit Gewalt hinführt, wie des Flüschusters Kinder, als ihre Mutter gestorben war?“ sagte das Mädchen.

„So werde ich davonlaufen. So gehe ich nach Marseille und werde Schiffsjunge auf einen großen Dreimaster, und wenn wir an die Insel kommen, wo die Missionäre und die Wilden sind, steige ich aus und werde Missionär.“

„Du bist ja noch viel zu klein dazu! Aber wenn man dich auch auf einem Schiffe brauchen könnte — was soll dann aus mir werden?“

„Du kannst Klostersfrau werden“, sagte Charles mit großer Bestimmtheit. Und nach einer kleinen Pause, welche er dazu benutzte, den Rest der Wurst zu essen, setzte er hinzu: „Höre, Julie, wäre es nicht das beste, wenn wir gleich davonlaufen, bevor man uns mit Gewalt in das leidige Armenhaus bringt?“

Aber Julie sagte, sie wollten doch erst zuwarten, ob die Mutter nicht nach Hause komme. Und nun fiel Charles ein anderer Plan ein: er wollte zu seinem Freunde, dem Bäckermeister Le Noir, gehen und ihm ihre Not klagen: „Gleich nach Tische gehe ich hin, und du wirst sehen, daß er mir Reisegeld gibt.“

Gesagt, getan. Raum hatten die Kinder die Dankesagung nach Tisch gebetet, so griff Charles nach seiner Mütze und lief zum Bäckermeister. Er traf denselben, gemütlich seine Zigarre rauchend, in einem bequemen Lehnsessel, während seine Gattin, ein freundliches kleines Frauchen, auf dem Sofa ihre Tasse Kaffee schlürfte. Natürlich hatten sie von dem Tagesereignis, dem Morde in St. Victoire und der Gefangennahme Abbe Montmoulin geredet, und beide waren einmütig der Meinung, der Geistliche sei unschuldig. Nur darüber stritten sie sich, ob die Polizei bei dieser schmachvollen Einbringung des Gefangenen in gutem Glauben gehandelt habe, wie der Mann behauptete, oder ob das Ganze nicht ein bloßes ärgerliches Wahlmanöver gegen die Klerikalen sei, was die Frau vermutete; denn sie hielt ihre politischen Gegner wider einen Geistlichen für jede Bosheit fähig. Beide waren sehr begierig, von dem muntern Knaben, den sie gerne hatten, etwas Näheres über

den traurigen Vorfall zu vernehmen. Charles erzählte ihnen in seiner frischen Weise von dem guten Onkel, der ganz gewiß unschuldig sei, und von Mutter und Großmama, die man ihnen auch fortgeholt habe, weil die bösen Leute sagten, Großmama habe gestern in der Reisetasche des Onkels viel Geld nach Hause gebracht.

Herr Le Noir hatte von der Verhaftung der beiden Frauen noch nichts gehört und ließ sich die Sache ausführlich erzählen. Bedenkllich schüttelte er den Kopf, und es kamen ihm dabei fast Zweifel, ob denn die Unschuld des Geistlichen so ganz unerschütterlich feststehe; denn Charles erzählte ihm ebenfalls von dem „vielen Geld“, das die Großmama allerdings mitgebracht habe. Herr Le Noir hütete sich aber wohl, seine Bedenken auszusprechen; war doch seine Gattin schon bei der Nachricht von der Verhaftung der beiden Frauen, welche sie beide als fromm und rechtschaffen kannte, Feuer und Flamme gegen die Polizei geworden und hätte ihm seine Zweifel ganz gewiß übel genug genommen.

Als nun Charles unter Tränen von seiner Furcht redete, man werde ihn und seine Schwester ins Armenhaus bringen, rief sie gleich: „Nichts da! Daß sie dort von dem ungläubigen Verwalter verderbt und um ihre Religion gebracht werden?! Daraus wird nichts! Mann, wir wollen die beiden Kinder in unser Haus nehmen, und ich will ihnen eine Mutter sein, solange diese Taugenichtse von unserer Polizei, welche die Spitzbuben frei laufen läßt und die ehrlichen Leute einsetzt, die Mutter dieser armen Kinder zurück behalten. Gleich ziehst du deinen Frack an und gehst auf die Mairie, um dem Herrn Bürgermeister anzuzeigen, daß wir die beiden Kinder zu uns nehmen. Der liebe Gott hat uns keine Kinder gegeben, uns aber mit Gütern gesegnet; so wollen wir wenigstens verhindern, daß diese lieben Kleinen in einem Armenhause zu Grunde gehen. Ist das nicht auch deine Meinung, Andre?“ Dem gutmütigen Herrn Le Noir war in der Tat derselbe Gedanke durch den Kopf gegangen, wenigstens in Betreff seines kleinen Freundes Charles, und daß ihm nun seine liebe Ehehälftje nach der selbstherrlichen Auflorderung, den Frack anzuziehen, schließlich doch noch die Ehre antat, ihn auch um seine Meinung zu fragen, sagte er zu dem christlichen Vorschlag Ja und Amen, „das heißt“, füg-

te er bei, „wenn die Kinder wollen.“

Nun, Charles war vernünftig genug, statt des abenteuerlichen Fluchtplanes das Anerbieten des guten Herrn Le Noir und seiner Frau anzunehmen, und machte sich, nachdem er mit gutem Appetit zu einer Tasse Kaffee einen Semmelweck gegessen und mit Erlaubnis der Madame Le Noir eine zweite für Julie in seine Tasche gehoben hatte, auf den Weg, sein Schwestern zu holen. Auch Herr Le Noir erhob sich endlich aus seinem bequemen Lehnsstuhl und stattete in Frack und Zylinder dem Herrn Maire seinen Besuch ab. Derselbe war zufrieden, daß der Gemeinde diese Last abgenommen werde. Doch hielt er es für seine Pflicht, Herrn Le Noir mitzuteilen, es lägen die allerschwersten Verdachtsgründe nicht nur gegen den Priester, der wirklich des Mordes so gut wie überwiesen sei, sondern auch gegen dessen Mutter und Schwester als Hohlerinnen vor. „Ich muß es also Ihnen anheimstellen, ob Sie sich mit derartigen Leuten einlassen wollen“, schloß der Maire.

Beinahe war der gute Bäckermeister in seinem Entschlusse wankend geworden; aber er sagte sich, jedenfalls seien die Kinder unschuldig, und kein vernünftiger Mensch könne ihm das Werk der Barmherzigkeit übel deuten. So erklärte er dem Maire seinen Willen, und noch am selben Abend waren die beiden Kinder unter seinem gastlichen Dache.

Fünfzehntes Kapitel

Beratungen

Vier Wochen waren seit den eben erzählten Ereignissen verflossen, vier lange Wochen für Abbe Montmoulin in seiner Gefängniszelle und für dessen Mutter und Schwester, die ebenfalls in strenger Einzelhaft gehalten wurden. Sie alle waren fast täglich verhört und wieder verhört worden, ohne daß der Untersuchungsrichter irgend etwas Neues von Belang aus ihnen herausgeforscht hätte. Der Priester sagte immer und immer wieder: „Ich bin unschuldig. Ich gestehe, die Umstände zeugen gegen mich; aber die Tat muß ein anderer begangen haben; wer der Täter ist, kann ich nicht sagen.“ Und die beiden Frauen blieben übereinstimmend bei der Aussage, daß „viele Geld“, von welchem die Kinder geredet hatten, beziehe sich einzig auf den Fünfhunderfrankenschein, den Frau Montmoulin von ihrem Sohne erhalten. Auch so war die Sache freilich ver-

dächtig, und der Gefangene hatte bezüglich dieser Schenkung manches Verhör zu bestehen; er blieb aber bei seiner ersten Aussage, Madame Blanchard, die um seine Armut wußte, habe ihm aus ganz freien Stücken die Summe übergeben, damit er sich etwas besser einrichten und seine Mutter zu sich nehmen könne.

Dem Untersuchungsrichter stand die Schuld des Pfarrers seit dem ersten Verhör in St. Victoire fest; auch er hielt seine damals gesetzte Ansicht, wie die Tat geschehen sei, hartnäckig aufrecht. Folgerichtig erklärte er diese ganze Schenkungsgeschichte für erfunden und die 500 Franken für einen Teil der ge raubten Summe. Aber wo war der Rest des Raubes hingekommen? Die genaueste Haussuchung im Kloster von St. Victoire hatte darüber kein Licht verbreitet. Das war Herr Barthelot geneigt für eine Bestätigung seiner Ansicht zu halten, nach welcher die Summe durch die Mutter des Pfarrers ja nach Alix gebracht worden wäre. Allein auch in der Rue de la Colombe hatte selbst eine wiederholte, unter seiner eigenen Aufsicht vorgenommene Haussuchung nichts Verdächtiges gefunden. Das kleine Haushaltungsbuch, das sonst mit großer Sorgfalt geführt war, wies freilich über den Empfang der 500 Franken noch keinen Eintrag auf; aber Frau Jardinier erklärte das hinlänglich dadurch, daß sie diese Summe als Eigentum ihrer Mutter betrachtet habe, in deren Besitz sich auch der Rest finden müsse. Wirklich fand sich in einer kleinen Kommode genau so viel, als ihr der Jude Levi auf die 500 Franken herausgegeben hatte, und derselbe, den man anfangs im Verdacht gehabt hatte, daß er vielleicht ein Mitschuldiger der vermeintlichen Hohlerei sei, konnte durch Zeugen beweisen, daß Frau Montmoulin nur die rückständige Schuld beglichen habe, und zwar mit einem Fünfhundertfrankenschein, worauf er ihr den Rest in Gold und Silber herausbezahlt. Wiederholt waren auch der kleine Charles und seine Schwester über das „viele Geld“ verhört worden, aber ohne ein entscheidendes Ergebnis; Julie hatte den Fünfhundertfrankenschein in der Hand der Großmutter gesehen, und Charles ein paar Goldstücke. Allein da der Knabe fest behauptete, das sei am Abend gewesen, so konnte es auch das Gold sein, welches Levi herausbezahlt hatte. Herr Barthelot mußte also über diesen Punkt die Akten schließen, ohne aufzulären zu

können, wohin der Raub gekommen sei. Mehr Glück hatte er in einem andern wichtigen Punkte.

Der Gedanke, der Küster Loser könnte am Ende doch heimlich zurückgekehrt sein und die Tat begangen haben, lag nahe. Wenn es der Verteidigung gelang, diese Möglichkeit zu beweisen, so konnte sie um so sicherer auf eine Freisprechung des Pfarrers hoffen, als Loser nach der Tat spurlos verschwunden war, was an sich auf seine Schuld zu deuten schien. Die Anklage mußte also zunächst den Alibi-Beweis für den abwesenden Loser führen, und hierfür schien der Untersuchungsrichter ganz zuverlässige Beweise gefunden zu haben. Er schloß also die Untersuchung und übergab die Akten am Freitag vor dem Passionssonntag dem Staatsanwalt.

Der Staatsanwalt, Herr Joubert, hatte schon während der Voruntersuchung fleißig Einblick in die Akten genommen und bedurfte so keines langen Studiums. Der Fall Montmoulin interessierte ihn um so mehr, als er ein erklärter Feind des Klerus war und sich freute, der klerikalen Partei gerade jetzt unmittelbar vor den Wahlen, die in der Osterwoche stattfinden sollten, eine tüchtige Schlappe beibringen zu können, — natürlich ohne deshalb der Gerechtigkeit Gewalt antun zu wollen; denn er war persönlich von der Schuld des Geistlichen überzeugt. „Der Fall ist höchst einfach“, sagte er nach dem letzten Vortrage des Untersuchungsrichters. „Ich beglückwünsche Sie und den vortrefflichen Maire von St. Victoire zu der ebenso energischen als umsichtigen Untersuchung an Ort und Stelle, welche sofort die Entdeckung und sachliche Überführung des Täters zur Folge hatte. Einige nebensächliche Punkte sind zwar noch nicht ganz vollständig aufgeklärt; aber, mein Gott, das ist ja bei Verbrechen gewöhnlich der Fall! Die Hauptache ist der Beweis, daß dieser saubere Herr Pfarrer die Tat begangen hat, und den werden wir in voller Einstimmung mit Ihnen so führen, daß die Geschworenen an dem Spruch „Schuldig“ nicht vorbeikommen. Ich werde sofort die nötigen Schritte tun, daß die Verhandlung am Montag oder Dienstag in der Karwoche vor Gericht kommt. Ich denke, der Herr Präsident, dem es ja auch darum zu tun sein muß, daß die Verhandlung vor den Wahlen stattfindet, wird mir darin behilflich sein. A propos, wer wird die Verteidi-

gung übernehmen?“

„Der alte Meunier.“

„Wirklich? Ich hörte es schon, wollte es aber nicht glauben. Warum nehmen sie denn nicht den Rabour?“

„Haha! der ist diesen Herren von der Soutane nicht fromm genug. Ja, wenn er fleißig seinen Rosenkranz betete und in die Messe ginge, wie der alte Meunier!“

„Nun, es soll mir schon recht sein. Der alte Bruder wird mir nicht halb so viel zu schaffen machen, als es der schneidige Rabour täte.“

Damit verabschiedete sich der Staatsanwalt vor dem Untersuchungsrichter und begab sich sofort zum Präsidenten des Kriminalgerichtes, der nach einigen Schwierigkeiten die Verhandlung wirklich auf den Montag in der Karwoche festsetzte. Rasch wurde die Vorladung der Zeugen ausgesertigt und dem Rechtsanwalt des Gefangenen der Termin mitgeteilt.

Herr Meunier begab sich augenblicklich in das Gefängnis um mit Abbe Montmoulin Rücksprache zu nehmen. „Gott sei Dank!“ antwortete der Pfarrer auf die Nachricht, daß die Gerichtsverhandlung so rasch stattfinden solle. „Je eher die traurige Angelegenheit ein Ende findet, desto besser. Und welche Zeit könnte mir lieber sein als die Karwoche!“

„Hochwürden scheinen wenig Hoffnung zu haben, daß es mir gelingen werde, Ihre Unschuld siegreich zu verteidigen?“

„Sagte der Anwalt.“

„Ich wünsche es von Herzen für Sie, für mich, für meine arme Mutter und Schwester und namentlich für unsere hl. Kirche, welche durch dieses Argernis schwer geschädigt wird, wenn es nicht gelingt, meine Unschuld unwiderleglich nachzuweisen. Leider kann ich mir aber nicht verhehlen, daß der Schein laut gegen mich spricht.“

„Wir wollen dennoch zu Gott vertrauen, daß er meine Bemühung unterstützen. Mut und Vertrauen sind mächtige Helfer im Kampfe, und ohne sie wird man schwerlich einen Sieg erringen.“

„Gewiß habe ich mein Vertrauen auf Gott gesetzt und bete Tag und Nacht um seine Hilfe“, antwortete Abbe Montmoulin. „Trotzdem kann ich mich eines bangen Vorgefühls nicht erwehren.“

„Banges Vorgefühl! Und Ihre Herren Konfratres beten mit Ihnen, und in allen Klöstern der Stadt betet man, und viele fromme Laien beten mit. Und da

soll man ein banges Vorgefühl aufkommen lassen? Beinahe ärgern Sie mich!“ entgegnete lächelnd der freundliche alte Herr. „Also nochmals: Mut und Vertrauen! Und nun die Frage: Werden wir nicht besser daran tun, um Verlängerung des Termins einzukommen? Man wird uns das kaum abschlagen können; denn die Frist ist wirklich ungewöhnlich kurz.“ „Ich sagte schon vorhin: Je eher die Entscheidung kommt, desto besser! Und was sollte auch eine Verlängerung nützen! Die paar Schutzzeugen, welche Sie für meinen unbescholteneren Ruf vorführen können, sind ja alle in der Nähe: meine Lehrer, die noch am Leben sind, der hochwürdige Herr Regens, der greise ehrwürdige Pfarrer von La Grange, in dessen Haus und unter dessen Augen ich fast zehn Jahre als Kaplan wirkte, und dann vielleicht einige meiner Pfarrkinder, wenn sie sich nicht schämen, für ihren armen Pfarrer ein Wort zu reden, — das wird so ziemlich alles sein. Direkte Schutzzeugen haben wir ja keine.“

„Gewiß. Die genannten Schutzzeugen können alle am Montag in der Karwoche zur Stelle sein. Sie sollen heute noch geladen werden, und ich stehe dafür, Ihr Zeugnis wird so glänzend lauten, daß der Schluß: „Ein solcher Mann könnte ein solches Verbrechen nicht begehen“, den Geschworenen einleuchten muß. Aber wir sollten in unserer Verteidigung einen Schritt weiter gehen können und nachweisen, daß dieser Küster Looser, dem ich nach allem, was ich über ihn erfuhr, die Bluttat recht wohl zutraue, zur Zeit des Mordes im Hause sein konnte. Wenn uns das gelänge, dann wäre ich unseres Sieges sicher. Dafür brauchen wir jedoch mehr Zeit und leider auch mehr Geld, als uns bis jetzt zur Verfügung steht.“

Bei der Erwähnung des Küsters wurde Abbe Montmoulin, der sich wieder gefaßt hatte, schüttelte ruhig den Kopf und antwortete: „Ich kann nichts anderes sagen, als was ich in der Nacht beim ersten Verhöre dem Maire geantwortet habe. Ich darf und will keinen Verdacht gegen irgend welche bestimmte Person aussprechen. Wenn ich auf keine andere Weise dem Todesurteil entgehen kann — in Gottes Namen! Er muß dann auch dafür sorgen, daß das Ärgernis auf irgend eine Art gutgemacht wird. Wenn es auf mich ankommt, so bitte ich, um keine Verlängerung des Termins einzukommen — mir ist die Karwoche gerade die rechte Zeit dazu. Wenn aber meine geistlichen Obern anders denken und einen Aufschub für ersprießlich halten, bin ich ganz bereit, die beängstigende Dual dieser ewigen Verhöre und die Leiden dieser harten Haft noch länger zu tragen. Fragen Sie meinen väterlichen Freund, den Herrn Regens, darüber, der wird Ihnen die Ansicht des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs mitteilen können, welche für mich entscheidend ist.“

„Ich werde diesen Küster auch gar nicht anklagen. Sie haben ganz recht, das ist nicht Sache des Verteidigers, sondern des Staatsanwalts. Aber es ist meine Pflicht, nachzuweisen, daß die Schuld

allenfalls auch auf einen Dritten fallen kann, wenn ich das vermag. Und Sie sind verpflichtet, mich darin nach Möglichkeit zu unterstützen; denn es handelt sich nicht allein um Ihre Ehre und um Ihr Leben, sondern um die Ehre Ihres Standes und um das Wohl der Kirche. Offen gestanden: ich habe wiederholt den Eindruck gehabt, als ob Sie mich gerade mit Bezug auf diesen Küster etwas mehr unterrichten könnten. Jedesmal, wenn die Rede auf ihn kommt, brechen Sie ab und werden unruhig, als ob Sie mit etwas hinter dem Berge hielten. Volle Offenheit und gänzliches Vertrauen des Klienten seinem Verteidiger gegenüber ist die erste Vorbedingung eines erfolgreichen Wirkens. Ich bitte Sie also, wenn Sie auch nur eine begründete Vermutung darüber haben, daß der Küster oder irgend eine andere mit den Verhältnissen vertraute Person zur Zeit des Mordes im Hause war, so teilen Sie es mir mit. Es liegt ja auf der Hand, wie wichtig das für die Verteidigung wäre.“

Abbe Montmoulin, der sich wieder gefaßt hatte, schüttelte ruhig den Kopf und antwortete: „Ich kann nichts anderes sagen, als was ich in der Nacht beim ersten Verhöre dem Maire geantwortet habe. Ich darf und will keinen Verdacht gegen irgend welche bestimmte Person aussprechen. Wenn ich auf keine andere Weise dem Todesurteil entgehen kann — in Gottes Namen! Er muß dann auch dafür sorgen, daß das Ärgernis auf irgend eine Art gutgemacht wird. Wenn es auf mich ankommt, so bitte ich, um keine Verlängerung des Termins einzukommen — mir ist die Karwoche gerade die rechte Zeit dazu. Wenn aber meine geistlichen Obern anders denken und einen Aufschub für ersprießlich halten, bin ich ganz bereit, die beängstigende Dual dieser ewigen Verhöre und die Leiden dieser harten Haft noch länger zu tragen. Fragen Sie meinen väterlichen Freund, den Herrn Regens, darüber, der wird Ihnen die Ansicht des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs mitteilen können, welche für mich entscheidend ist.“

Der Rechtsanwalt erhob sich und reichte dem Gefangenen die Hand mit den Worten: „Ich begreife, weshalb die Karwoche Ihnen so passend scheint; Sie denken an unsern Herrn, der unschuldig vor Gericht gestellt und schmachvoll verurteilt wurde. Nun, hoffentlich gelingt es uns, das

zweite wenigstens von Ihnen abzuwenden. Nochmals: Mut und Vertrauen! Fahren Sie fort, durch Ihr Gebet den Segen Gottes auf unsere Bemühungen herabzurufen!"

Am Abend des folgenden Tages meldete der Diener dem Rechtsanwalt, der stundenlang mit größtem Eifer über den Alten des Kriminalprozesses gesessen und sich zu dem Verzeichnisse der Zeugen die Fragen angemerkt hatte, welche er stellen wollte, der hochw. Herr Regens sei mit dem erzbischöflichen Offizial im Vorzimmer. Gleich warf Herr Meunier den Gänsekiel hin, der grathend über die großen Bogen gefahren war, und öffnete selbst die Türe des Vorzimmers, mit ehrfurchtsvoller Freundlichkeit die geistlichen Herren empfangend. Er führte sie zu den schon bereit stehenden Polsterstühlen, bat sie, Platz zu nehmen, und zog für sich einen einfachen Sessel herbei. Nach der üblichen Begrüßung berichtete er etwas umständlich über die Lage des Prozesses Montmoulin und kam endlich auf seinen Gegenstand.

„Ich habe mir die Freiheit genommen“, begann er, „die beiden hochw. Herren zu mir zu bitten, um mündlich über die Sache zu beraten, welche ich Ihnen gestern brieslich mitteilte. Es fragt sich nämlich, ob wir eine Verlängerung des Termins erwirken sollen. Ihr unglücklicher Mitbruder, an dessen Unschuld wir ja nicht zweifeln, wünscht es nicht, ist aber ganz bereit, sich dem Willen seiner geistlichen Obern zu fügen. Ich muß gestehen, daß ich dringend wünsche, diesem Küster auf die Spur zu kommen und ihn vorzuladen. Aber dafür werden wir Zeit und eine nicht unbedeutende Summe Geldes benötigen. Der Kredit, den uns der Herr Erzbischof und die Sammlung der Geistlichkeit eröffnet hat, ist erschöpft, vielleicht schon etwas überschritten, und leider bis jetzt ohne den gewünschten Erfolg.“

Es entstand eine Pause. Dann fragte der Offizial, ein ernster, etwas trockener Mann von nicht sehr freundlichem Aussehen: „Sie haben also wenig Hoffnung, die Sache des unglücklichen Abbe Montmoulin, welche dem hochw. Herrn Erzbischof so bitteren Schmerz und so schwere Sorge bereitet, siegreich zu verteidigen, wenn es nicht gelingt, diesen Küster zur Stelle zu bringen?“

„Hoffnung schon. Aber wir sollten in einem solchen Falle womöglich Sicherheit haben. Es hängt eben sehr viel von

der Stimmung der Geschworenen ab, und wir dürfen uns zwei Dinge nicht verhehlen: 1. Es ist ein außerordentlicher Indizienbeweis gegen uns; 2. wir haben es in der Person des Herrn Staatsanwalts mit einem sehr gesuchten Advokaten zu tun.“

„Hm, — und was würde uns dieser Küster helfen?“ fragte der Offizial. „So viel ich höre, haben Ihre Nachforschungen bis jetzt die Abwesenheit desselben zur Zeit der Tat nur bestätigt.“

„Allerdings scheint es sicher zu sein, daß dieser Loser am Vorabende der Tat ein Billet nach Marseille löste. Aber hat er dieses Billet benutzt? Wo hat er sich an dem fraglichen 20. Februar in Marseille aufgehalten? Darüber und über vieles andere müßte er Rede und Antwort stehen und mit den Zeugen konfrontiert werden. Und wenn er sich nur eine Blöße gäbe, so wäre sein Alibi-Beweis in Gefahr zusammenzubrechen. Ja der selbe würde sich dann gegen ihn wenden; denn wozu hätte der Mann sich, wie ich vermute, diesen raffinierten Anschein geben, daß er abreite, wenn nicht gerade, um den Raubmord zu begehen? Wenn ich nur die Möglichkeit beweisen kann, daß dieser Küster oder überhaupt jemand zur Stelle sein konnte, welcher mit den Verhältnissen vertraut und der Tat fähig war, so wäre die Freisprechung unseres unglücklichen Abbe Montmoulin so gut wie sicher.“

„Es scheint mir, unter gelehrt Freund habe recht“, bemerkte der Herr Regens, seine milden Augen dem Offizial zuwendend, welcher die Worte des Rechtsanwaltes überlegend, mit seiner Sabatose spielte.

„Gewiß würde ich auch wünschen, daß dieser Küster zur Stelle wäre. Aber wie gedenken Sie das zu stande zu bringen?“

„Sein Aufenthaltsort muß zunächst erforscht werden. Glücklicherweise sind wir im Besitz einer Photographie, und das mit einer Säbelnarbe gezeichnete Gesicht ist nicht zu verkennen. Man hat ihn wirklich in einer Matrosenkneipe in Marseille gesehen und vermutet, daß er mit einem der Schiffe, die zwischen dem 22.—26. Februar unter Segel gingen, den Hafen verließ. Ich habe mir die Liste dieser Schiffe verschafft, und es sind glücklicherweise nicht so viele. Man müßte nun telegraphisch das Signalement an die Polizei der Häfen schicken, welche diese Schiffe anlaufen, und anfragen, ob eine solche Person dort gelandet sei, bezw.

um Nachricht und Überwachung bitten, wenn sie landete. Je nach der Antwort müßte man mit dem nächsten Schiffe Agenten senden, welche an Ort und Stelle weitere Erhebungen machen müßten usw. — kurz, wie ich nicht leugne, die Sache ist verwickelt und kostet Zeit und Geld.“

Der Offizial nahm eine Prise und fragte: „Und gesetzt, der Agent finde wirklich diesen ungeligen Küster, sagen wir in New York oder Rio de Janeiro: kann er denselben zwingen, als Zeuge hier zu erscheinen? Denn freiwillig wird er wohl nicht kommen, wenn Ihre Vermutung zutreffend ist, daß derselbe den Mord be- ging!“

„Er kann ihn nicht zwingen, als Zeuge zu erscheinen; aber die Vermutung liegt nahe, ein gewandter Agent werde denselben solche Blößen ablaufen, daß er ihn als der Tat verdächtig verhaften lassen kann, und daß wir bzw. das Gericht, dem wir die Beweise vorlegen werden, seine Aussiebung verlangen können. Ich muß freilich zugeben, daß wir vielleicht auch Mühe und Geld umsonst aufwenden; aber wir haben dann doch wenigstens die Beruhigung, von unserer Seite alles getan zu haben, um ein ungerechtes Bluturteil und ein schweres Ärgernis abzuwenden.“

„Ich meine, wir sollten nochmals mit dem hochw. Herrn Erzbischof Rücksprache nehmen und ihm die Gründe unseres verehrten Herrn Rechtsanwalts vorstellen“, sagte der Herr Regens zu seinem Begleiter.

„Und wie hoch schätzen Sie wohl die Kosten dieser Nachforschungen, von denen Sie selber zugestehen, daß dieselben ganz gut erfolglos sein können?“ fragte der Offizial den Anwalt, ohne auf die Bemerkung seines Gefährten zu achten.

„Die Kosten? Das ist schwer, ja unmöglich zum voraus zu bestimmen. Es hängt eben ganz davon ab, wo und wie wir den Küster ausspüren. Vielleicht genügen ein paar hundert Franken; vielleicht geht es auch in die Tausende, ja Zehntausende. Gute Polizeiagenten lassen sich ihre Dienste teuer bezahlen; dazu kommen die Reisekosten usw. Man müßte auch eine Belohnung in Aussicht stellen.“

„Zehntausende!“ rief der Offizial. „Und das alles auf gut Glück! Nein, Herr Regens, das kann ich mit gutem Gewissen dem hochwürdigsten Herrn nicht vorschla-

gen. Sie wissen ja, wie sehr sein Einkommen von den armen Klöstern, den Spitäler, den Missionen in Anspruch genommen wird. Dazu kommt der Neubau des Knabenseminars. Es ist rein unmöglich. Wir können uns darauf nicht einlassen.“

„Sollen wir es nicht mit einer neuen Sammlung unter unsrern Konfratres versuchen?“ fragte etwas kleinsaft der Regens.

Der Offizial zuckte die Achseln und sagte: „Schon die erste Sammlung hat nicht viel eingebracht. Sie sind durchschnittlich unbemittelt, schlecht besoldet und müssen ihre Sous mit den Armen teilen. — Aber können wir denn nicht verlangen, daß das Gericht diesen Zeugen, auf den Sie so großes Gewicht legen, auf seine Kosten aussuche und herbeischaffe?“

„Ganz gewiß werde ich diese Forderung stellen“, entgegnete Herr Meunier. „Allein ich fürchte, das Gericht wird auf Antrag des Staatsanwalts dieselbe abweisen. Um das zu tun, wird er selbst den Alibi-Beweis für den Küster führen und uns dadurch, wie ich fürchte, von vornherein in eine schlimme oder doch unangenehme Stellung bringen. Wenn wir die Nachforschung auf eigene Rechnung hätten unternehmen können, so würde ich unter dem allgemeinen Vor-geben, die Vorbereitung auf die Verteidigung sei mir in so kurzer Zeit nicht möglich, um Aufschub bitten. Wir gewännen dadurch bis zu den nächsten Anlässen einige Monate Zeit. Mit dem Gründonnerstag beginnen ja die Osterferien. Aber ich sehe, die Herren sind nicht geneigt, auf einen immerhin unsicheren Erfolg einen so hohen Einsatz zu wagen, und ich kann ihnen nicht ganz unrecht geben. Reden wir also nicht mehr davon. — Darf ich Ihre Zeit noch einen Augenblick in Anspruch nehmen? Ja? Sehen Sie — der Angeklagte (ich rede natürlich ganz im Vertrauen und nur in der Absicht, mir Rat zu erholen) — Abbe Montmoulin schien mir wiederholt und zwar immer, wenn ich auf diesen ungeligen Küster zu sprechen kam, verlegen zu werden, so sehr er das auch zu verbergen suchte, und mit Absicht jede Aussage über denselben zu umgehen. Es ist mir nun der Gedanke gekommen, ob ihm vielleicht irgend ein Amtsgeheimnis, sagen wir einmal das Beichtgeheimnis, die Zunge binden könnte.“

„Das ist nicht anzunehmen“, sagte der Offizial. „Dieser Küster hat, wie mir zu-

fällig bekannt ist, seit Jahren der öster-lichen Pflicht nicht entsprochen. Das Ordinariat hat darüber bei der Mairie von St. Victoire Klage geführt und um Dienstentlassung desselben gebeten. Na-türlich ohne Erfolg.“

„Hm, es ist mir aber aus meiner Praxis gar wohl bekannt, daß Verbrecher, die nicht ganz verstockt sind, nach Vollbringung des ersten Mordes in heftige Auf-regung und Gewissensangst geraten und in diesem Zustande fast unerklärlicher Dinge fähig sind. Namentlich findet man bei ihnen nicht selten den Drang, dem ge-quälten Gewissen durch Mitteilung Lust zu machen. Manche werden ja dadurch sogar zur Selbstanklage bei der Polizei getrieben. Nehmen wir nun einmal den Fall an, diefer Loser habe den Mord verübt und nachher, so unwahrscheinlich es auch lauten mag, dem Abbe Montmoulin sein Verbrechen gebeichtet: na-türlich, was ihm gebeichtet wurde, darf er unter keinen Umständen verraten —“ „Unter keinen Umständen!“ riefen beide Herren.

„Aber darf er nicht wenigstens sagen, Loser habe bei ihm gebeichtet?“

„Auch das nicht!“ sagte der Regens. „Das käme unter diesen Umständen ei-ner Verlezung des Beichtgeheimnisses gleich.“

„Es könnte wenigstens eine indirekte Verlezung sein“, bemerkte der Offizial. „Das verstehe ich“, entgegnete der Rechtsanwalt. „Aber darf er dann nicht wenigstens sagen, er habe den Loser am Tage der Tat gesehen?“

Beide schwiegen und dachten eine Weile nach. „Dass er ihn sah, kann nicht wohl unter das Beichtgeheimnis fallen“, sagte der Offizial endlich, indem er bedächtig eine Prise nahm.

„Wäre aber der Küster nur um zu beich-ten zum Pfarrer gekommen, so könnte ich mir wohl denken, daß derselbe der An-sicht wäre, er müsse auch darüber Still-schweigen bewahren, um das Beichtgeheimnis nicht zu gefährden“, antwortete der Regens. „Offen gestanden, es ist mir selbst ein ähnlicher Gedanke gekommen, nur habe ich mir den Fall etwas anders gedacht. Wäre es nicht möglich, daß der Mörder, in der Furcht, Abbe Montmoulin möchte den naheliegenden Ver-dacht auf ihn lenken, gleich nach der

Tat ihm durch ein geheucheltes Bekennt-nis den Mund verschließen wollte? Der Umstand, daß der gute Pfarrer gerade am Tage vor dem Morde sehr bewe-glich über die strenge Verpflichtung des Beichtgeheimnisses predigte, brachte mich auf die Vermutung.“

„Ein geheucheltes Geständnis ist keine Beicht und kann deshalb auch keine Pflicht des Beichtgeheimnisses auferle-gen“, sagte der Offizial kopfschüttelnd.

„Ja, wenn es ganz sicher ist, daß der Sünder heuchelt. Solange aber das dem Beichtvater bloß wahrscheinlich wäre, müßte er dennoch die Beicht als eine wirkliche betrachten und dürfte nichts verraten“, bemerkte der Regens.

„Eine solche Beicht würde dem Gewi-sjen eines frommen Priesters in jedem Falle große Schwierigkeiten verursachen, und ich kann mir ganz gut denken, daß ein Mann wie unser guter, aber etwas ängstlicher Abbe Montmoulin nur um ja der heiligen Pflicht des Geheimnisses nicht zu nahe zu treten, heroisch lieber die größten Opfer auf sich nimmt. Viel-leicht hat er ihm überdies Stillschweigen darüber gelobt, daß er bei ihm beichtete.“

„Das alles ist mir nicht ganz unwahr-scheinlich“, sagte Herr Meunier. „Die praktische Frage, welche ich den Herren vorlegen wollte, lautet nun: „Läßt sich diese Annahme nicht vor Gericht ver-werten?“ Darf ich nicht den Geschworenen die Möglichkeit einer solchen Lösung vor die Augen führen? Es dürfte das im-merhin bewirken, daß der Beweis des Staatsanwalts erschüttert würde. Viel-leicht kennen die Herren Beispiele, daß Priester infolge des Beichtgeheimnisses, das sie beobachtet mußten, unschuldig verurteilt wurden?“

„Gewiß, solche Beispiele gibt es, und zwar noch aus der neuesten Zeit. Vor kurzem brachten die Blätter ein solches aus Polen. Da wurde ein Priester wegen eines Mordes, den sein Diener, ich glau-be, sein Gärtner, beging — der Fall hat merkwürdige Ähnlichkeit mit dem un-seren — und demselben beichtete, unschul-dig verurteilt und nach Sibirien ver-bannt. Auf dem Sterbebette gestand nachher der Mörder seine Tat. Man müßte einen authentischen Bericht da-rüber zu erhalten suchen“, sagte der Of-fizial. (Fortsetzung folgt.)

ren Anliegen.

St. Pölten, N. S.: Tausendsachen Dank dem hl. Antonius für außerordentliche Hilfe in schwerer Bedrängnis.

Eger: Gende hier . . . Kr. als Dank dem hl. Antonius für Hilfe in mehreren großen Anliegen.

Potsdam, S. M.: Innigen Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius sowie der hl. Theresia vom Kinde Jesu für erhörte Bitte.

Würzburg: Innigsten Dank der hl. Dreifaltigkeit, dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes und den armen Seelen für auffallende Hilfe und Erhörung in schwerem Anliegen. Mein Beruf und ganze Existenz stand in Gefahr verloren zu gehen und ich und meine Familie blieben vor großem Elend bewahrt.

Königswalde: . . . Kr. als Dank zu Ehren der hl. Theresia vom Kinde Jesu für erlangte Hilfe in einer Priesterstands-Angelegenheit.

Ringingen: Innigen Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für wiedererlangte Gesundheit.

Maria-Rain: Dank dem hl. Antonius für Hilfe in einem Anliegen.

Weizw.: Dank dem hlgst. Herzen Jesu, Maria und den andern Heiligen für erlangte Hilfe in schwerer Krankheit und Geldsorgen.

Sternberg: Dank der hl. Familie, dem hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, hl. Anna, hl. Wendelin und den armen Seelen für eigene Wohnung und Existenz. Dank im „Vergißmeinnicht“ und Antoniusbrot war versprochen.

Warngau, L. H.: Dem hl. Antonius Dank für Befreiung aus großer Sorge.

Eggolsheim: Dank der hl. Theresia vom Kinde Jesu für erlangte Gesundheit.

Eurasburg: Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Frau von Altötting, der hl. Theresia vom Kinde Jesu, dem ehrw. Br. Conrad von Parzham für Hilfe in einem Anliegen.

Greifendorf: Mein Sohn kann nun wieder ohne Krücke und ohne Stock gehen, darum sei inniger Dank dem hl. Antonius.

Wedel: M. G. Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus für Erhörung in geschäftlichen Angelegenheiten.

Sternberg: Antoniusbrot als Dank der hl. Familie, der hl. Anna, hl. Antonius, hl. Schutzenkel und den armen Seelen.

Sternberg: Antoniusbrot für wiedererlangte Gesundheit, Dank der hl. Familie,

hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Anna, hl. Blasius (aufgeopfert für die armen Seelen). Dank im „Vergißmeinnicht“ und Antoniusbrot war versprochen.

Sternberg: Dank der hl. Familie, hl. Antonius, hl. Schutzenkel, hl. Judas Thaddäus, hl. Nepomuk, hl. Wendelin, hl. Peregrin und den armen Seelen für eigenes Heim. Dank im „Vergißmeinnicht“ und Antoniusbrot war versprochen.

Sternberg: Innigsten Dank der Muttergottes, dem hl. Antonius, hl. Joseph und den armen Seelen für erlangte Hilfe in großen Anliegen.

Wiedergeltigen: . . . Mark als Dank dem hl. Antonius und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Hilfe in einem großen Anliegen.

Münster: Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der Gottesmutter Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus für mehrmalige Hilfe in schwerer Krankheit, wo nach menschlicher Aussicht fast keine Rettung war.

Mündelheim: . . . Mark für ein Heidentind Agnes erhalten.

Thülen: Dem hl. Joseph öffentlicher Dank für Erhörung in schweren Anliegen.

Satzkeh: Dank dem hl. Joseph für erlangte Hilfe.

Rentscheid: Dank dem hl. Judas Thaddäus in schwerem Berufsanliegen.

Aachen: Dank der lb. Muttergottes für besondere Hilfe.

Umbach: Dank dem hl. Wendelinus, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Antonius, dem hl. Joseph und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Hilfe in einem Anliegen.

Hüring: Innigen Dank der Gottesmutter, dem hl. Joseph, der hl. Theresia und den armen Seelen in schwerem Ohrenleiden.

U. L. F. in W.: Herzlichen Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius sowie den lb. armen Seelen für Hilfe in schweren Anliegen mit der Bitte um weitere Hilfe.

Gürzenich: Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der Mutter von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für Erhörung in einem besonderen Anliegen.

Duisburg: Dank dem hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus für erlangte Hilfe. . . . Mark für zwei Heidentinder.

Ahholderbach: Herzlichen Dank der hl. Theresia vom Kinde Jesu, der Marienkönigin und vor allem dem hlgst. Herzen Jesu für wunderbare Hilfe meiner Tochter bei langem schweren Leiden.

Würselen B.: Dank für wiedererlangte Gesundheit meines Mannes.
Frankenburg, O. S.: Gleisdorf, Innsbruck, Hittisau, Helfenberg, Laterns-Rankweil, Zöbing-St. Margarethen, Ried, O. S.: St. Leonhard am Hornwalde, N. S.: Dank der I. Gottesmutter Maria, dem hl. Joseph, hl. Antonius v. Padua und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Erhörung in schweren Anliegen.
Modriach, Stmk.: Tausend Dank der I. Gottesmutter Maria und der I. Heiligen für Erhörung und Hilfe einer schweren Operation und wieder erlangte Gesundheit.

Gleisdorf: Franz Padetter. Kroisbach: Maria Rucker. Söchau, Stmk.: Christina Gmeiner. St. Margarethen, Stmk.: A. Krenn.

Gebetsempfehlungen

Finthen: Zwei Erstkommunikanten. Warweiler: Ein sehr schweres Anliegen.

Forst: Eine nerven- und gemütskranke Frau.

Haag: Ein Wohltäter in Not und Bedrängnis bittet um das Gebet der Vergiffmeinnichtleser.

Herveit-Dorsten: Eine treue Vergiffmeinnichtleserin bittet ums Gebet, damit ihr Mann einen Arbeitsposten bekommt.

Benrath: Eine frakte Frau.

Lommersum: Mehrere schwere Anliegen.

Breslau: Bitte um eine Fürbitte um Erlangung einer Stellung zur Muttergottes, zum hl. Joseph, zum hl. Judas Thaddäus und zur hl. Theresia vom Kinde Jesu.

Sackisch: Eine Mutter bittet ums Gebet für ihren Sohn.

Kr.: Bitte um das Gebet zum hl. Antonius und Maria von der immerwährenden Hilfe in einem schweren Anliegen. Veröffentlichung und Almosen versprochen.

Schenkenfelden, O. S.: Eine Familienmutter bittet um das Gebet in schweren Familienanliegen.

Wildon, Stmk.: Eine große Wohltäterin bittet um das Gebet zum hl. Joseph, um Erhörung in einem sehr schweren Anliegen.

Anger, Stmk.: Verschiedene schwere Familien-Anliegen, sowie ein vom hl. Glauben abgefallener Bruder wird dem Gebete empfohlen.

Ilz, Stmk.: Eine sehr schwer geprüfte Familie wird dem Gebete empfohlen.

Friesach, Kärnten: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet zur hl. Hema und hl. Wilhelm für sich und ihren Mann um beständige Arbeit zu erlangen.

Empfehlenswerte Bücher

Die heilige Maria Magdalena Postel, 1758 bis 1846. Stifterin der Genossenschaft der Schwestern der christlichen Schulen von der Barmherzigkeit. (In Deutschland genannt „Paderborner Schwestern der christlichen Schulen von der Barmherzigkeit“, Mutterhaus Heiligenstadt.) Von Marg. Grenze, Bischof von Le Mans. Preisgekrönt von der französischen Academie. 287 Seiten. In Ganzleinen RM 4.—. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Villingen, Baden.

Memento

Münster: Elisabeth Reveloh, langjährige Förderin unserer Mission.
Telgte: Lehrerin Lohmann, langjährige treue Förderin unserer Mission.
Obervallert: Johann Hinders. Lammersdorf: Frau Niessen. Wollseifen: Frau Hubert Gerhard. Steiningen: Peter J. Roden und Frau Anna Simon. Gelsenkirchen: Steph. Horstmann, Heinrich Seipel. Lannesdorf: Frau Joh. Krämer, eine langjährige eifrige Förderin. Nattenheim: Frau Ludwig, Marg. Hontheim. Krefeld: Gertrud Adrian. Remscheid: Anton Bartmann. Fischeln: Wilhelm Korfmacher, Bernhard Starke. Niederalteich: Michael Gansl. München: Theresie Wagner. Mühldorf: M. Östermauer. Auchwitz: Albert und Albertine Skuplak, Maria und Alois Skuplak. Troppau: Simon und Maria Prokop. Rathrein: Rudolf und Gertrud Zopp. Eggolsheim: Johann Kraus, M. Amon, Klara Roppelt, Barb. Huberth. Thanning: Anna Fichtl. Hopferstadt: Andreas Schedenbach. Rasdorf: Marg. Theresia Budenz, Anton Liz. Vogenthal: Anna Wichert. Überlingen: Maria Ritsch. Mering: Mathias Riedmiller. Hellenbahn: Joseph Thein. Emsdetten: Henriette Hendrik. Herzogenrath: Frau Lorenz Kohl. Geisseln: Martin Mertensmeier. Oggershoven: Elisabeth Wolf. Freisheim: Peter Hubert Groß. Düsseldorf-Unterrath: Anton Tepper. Basselscheid: Peter Bach. Schlebusch: Frau Wwe. Hermann. Paderborn: Frau Heinrich Hillebrand. Linz: Rosina Schlüsselmaier. Eggersdorf, Stmk.: Josef Hasenhüttl. Algersdorf: Rosa Kreidl. Altenberg: Theresia Danner. Leibnitz: Aloisia List. Koblach, Vorarlberg: Frau M. Egle. Perchtoldsdorf, N. S.: Josef Stasa.

LUNGEN UND ASTMAKRANKEN

ist unser Alpen-Kräuter-Tee „*Silvana*“ von hervorragend durchgreifender Wirkung. „Ihr Tee hat bei mir direkt Wunder gewirkt“, schreibt E. W. in P. „Auswurf, Nachtschweiß, Fieber, Husten, Atembeschwerden hören sofort auf“. „Unser Arzt freute sich selbst, daß der Tee mir bekommt“, so lauten begeisterte Dankesreden über glänzende Erfolge in wenigen Tagen wo andere Kuren jahrelang vergeblich waren. Pro Paket M. 1.— Nachn. Lt. Verordnung frei verkäufl. *Silvana-Gesellschaft, Augsburg*, 8021

WASSERSUCHT, GESCHWOLLENE BEINE

heilt in garantiert einigen Tagen der bewährte Wassersuchtttee. Anschwellungen gehen sofort zurück. Herz wird ruhig und Magendruck verliert sich. Hilft noch da, wo alles verfagte. Preis das Paket M. 3.— Nachn. *Silvana-Gesellschaft, Augsburg*, 8021

FETTELEBIGKEIT IST LEBENSGEFAHRLICH!

Herbaro-Entfettungs-Tee (frei verkäuflich), dessen fettzehrende Wirkung wissenschaftlich anerkannt ist verleiht wieder schlanke, grazile Figur, fördert Stoffwechsel u. Verdauung. „Habe 80 Pf. abgenommen“, schreibt Frau Fl. in P. „Habe in einigen Tagen 6 Pf. abgenommen u. erfüllt Ihr Tee jede Badekur“. Fühle mich viel wohler als früher“, schreiben die Besteller. Pro Pak. M. 3. *Silvana-Gesellschaft Augsburg*, 8021

Mariannhiller Glöcklein-Kalender 1928

kostet in Deutschland Mk. 0.25

in Oesterreich 40 Groschen, in Ungarn Kr. 5000, in der Tschechoslowakei Kc. 2.50, in der Schweiz Fr. 0.50, in Frankreich fr. 2.— Belgien u. Luxemburg 1/2 Belga, Italien Lire 1.40, Jugoslavien Dinar 5.—

Zu beziehen durch alle unsere Vertretungen

Mariannhiller Missions-Kalender 1928

Der Mariannhiller Missionskalender 1928 ist wieder erschienen. Wir bitten unsere Leser im Interesse unserer Mission sich gütigst um den Vertrieb unseres Kalenders bemühen zu wollen. Der spannende und interessante Inhalt, geschmückt mit vielen hübschen Illustrationen, läßt uns hoffen, daß der beliebte Kalender viele Freunde gewinnen wird. Er kostet pro Stück 60 Pfennig, einzeln zugesandt 70 Pf., 4 Stück 2.70 Mk. Bei Abnahme von 12 Stück portofrei 7.20 Mk. und ein Gratisexemplar.

Zu beziehen durch unsere Vertretungen 60 Pf.

Nachdr. sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgeh. Abreinkunft gerne gestattet. Verantwortl. Redakteur P. D. Gauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck Rhld. Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bahr.-Schw.